

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 2/1997



Inhalt

Gerhard Fingerlin	Editorial	37
Ingo Stork	Brauchen wir noch Alamannen? Zum Stellenwert merowingerzeitlicher Grabfunde in der Landesarchäologie	39
Gerhard Fingerlin	Kirchen und Kirchengräber in der früh- mittelalterlichen Alamannia Südwestdeutschlands	44
Ellen Riemer / Peter Heinrich	Zur Restaurierung der Funde aus dem „Fürstengrab“ von Gammertingen	54
Norbert Bongartz	Auf dem Weg zu neuen Nutzungen: Kloster Bronnbach Eine Zwischenbilanz	61
Hermann Diruf	Maulbronner Gründungsjubiläum 1997	70
	Buchbesprechung	71
	Mitteilung	72
	Ausstellungen	72

Titelbild

Der Helm aus dem alamannischen „Fürstengrab“ von Gammertingen; nach J. W. Groebfels, 1905. Zum Beitrag von Ellen Riemer / Peter Heinrich: Zur Restaurierung der Funde aus dem „Fürstengrab“ von Gammertingen.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktions-
ausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. M. Untermann, Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm · Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Post-
verlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem
Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforder-
lich.

Bankverbindung: Landesoberkasse Stuttgart, Baden-Württembergische Bank Stuttgart Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30).
Verwendungszweck Kap. 0704, Titel 119 48.

Gerhard Fingerlin

Eigentlich war 1996 das Jahr, in dem sich die Erinnerung an einige bedeutende Daten der alamannischen Frühgeschichte aufdrängte: Zunächst 496 n. Chr. die Niederlage bei Zülpich im Kampf mit dem Frankenkönig Chlodwig. Hier endeten die Expansionsversuche der Alamannen, die in Konkurrenz mit den Franken angetreten waren, das römische Reich in Gallien zu beerben. Alamannien wurde seinerseits Teil des fränkischen Reiches, in Etappen, die durch die Jahre 506 und 536 n. Chr. markiert werden. Mit dem ersten Datum ist die Zerstörung des Runden Berges bei Urach verbunden, den wir als ein Herrschaftszentrum im Inneren Alamanniens auffassen müssen, wahrscheinlich Sitz eines alamannischen Gaukönigs. In dieser Zeit werden aber nicht nur Höhengründungen aufgegeben. Am Abbrechen kleiner Gräberfelder, die bis dahin von alamannischen Adelfamilien belegt worden waren, läßt sich die Abwanderung eines Teils der politisch führenden Schicht erkennen, die wir dann in „alamannisch“ geprägten Gräbern Oberitaliens und des raetischen Alpenvorlandes wiederfinden.

Nicht minder weitreichend sind die Folgen, die sich aus den Ereignissen von 536 n. Chr. ergeben. In diesem Jahr gibt der in Italien residierende Ostgotenkönig Witigis die „Schutzherrschaft“ auf, die König Theoderich („Dietrich von Bern“) nach der Schlacht von Zülpich über den südlichen Teil der Alamannia übernommen hatte. Damit war zunächst noch einmal der Herrschaftsanspruch König Chlodwigs für diesen Raum zurückgewiesen, der als Vorfeld der Alpenpässe zum ostgotischen Interessengebiet gehörte. Jetzt aber, nachdem die Herrschaft der Ostgoten in Italien selbst durch die Kriege mit Byzanz in Frage gestellt wurde, blieb nichts anderes übrig, als dieses Protektorat aufzugeben und damit die Ausdehnung des fränkischen Einflusses bis in das Alpengebiet, ja sogar bis Oberitalien zuzulassen. Damit fallen die letzten Teilbereiche Alamanniens offenbar widerstandslos an den fränkischen König.

Trotzdem sind damit nicht alle Bemühungen um Eigenständigkeit erloschen, und es hat vor allem zu Beginn des 8. Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, Schwächeperioden des merowingischen Königtums in dieser Richtung zu nutzen. 746 n. Chr., und dies wäre ein weiteres Datum, auf das man 1996 hätte Bezug nehmen können, kam es dann zu den bis heute nicht wirklich geklärten Vorgängen von Cannstatt, dem sogenannten „Gerichtstag“ oder auch „Blutgericht“, wo zumindest der Herzog und die Führungsschicht Alamanniens ausgeschaltet, nach anderer Quelleninterpretation sogar das ganze alamannische Aufgebot durch ein fränkisches Heer gefangengenommen und niedergemacht worden ist. Jedenfalls ist danach keine Rede mehr von Selbstständigkeitsbestrebungen im südwestdeutschen Raum. Mit einem neuen System der Verwaltung (Grafschaftsverfassung) und dank der erfolgreichen kulturellen, kirchlichen und geistigen Durchdringung wird das Gebiet der Alamannen zu einem festen und zuverlässigen Bestandteil, ja zu einem Kernland des karolingischen Reiches.

Es ist sicher auch 1997, also knapp nach dem „Jubiläumsjahr“, nicht zu spät, an diese Ereignisse der alamannischen Geschichte zu erinnern. Dies tun das Landesdenkmalamt und das Archäologische Landesmuseum, zusammen mit dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart sowie dem Schweizerischen Landesmuseum Zürich in Form einer Ausstellung zur alamannischen Geschichte und Kultur, die ab dem 14. Juni in Stuttgart gezeigt wird und anschließend, in etwas reduzierter Form, auch nach Zürich und Augsburg gehen soll, ehemals wichtigen Plätzen in der frühmittelalterlichen Alamannia. Ein Begleitbuch, das zur Eröffnung erschienen ist, versucht möglichst alle Aspekte alamannischer Kultur und Geschichte anzusprechen, wobei naturgemäß die Ergebnisse der Archäologie im Vordergrund stehen. Auch im Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes soll mit dem hier vorliegenden Heft, das

seinen Schwerpunkt in drei einschlägigen Beiträgen hat, das Alamannenthema angesprochen werden. Dieses Thema ist übrigens nicht nur aus dem genannten Anlaß aktuell. Denn gerade zum „Jubiläumsjahr“, als ob auch von ihm ein Beitrag erwartet worden wäre, hat der geschichtsträchtige Boden Baden-Württembergs, das „unterirdische Landesarchiv“, wertvolle und aufschlußreiche Funde freigegeben, so in Bräunlingen (Schwarzwald-Baar-Kreis), Villingendorf (Kreis Rottweil) oder Lauchheim (Ostalbkreis). Diese aus planmäßigen Grabungen des Landesdenkmalamtes stammenden Funde bedeuten nicht nur eine beachtliche Vermehrung des öffentlichen Kulturbesitzes, sondern liefern

auch neue Ansatzpunkte in der Diskussion um die Verhältnisse des frühen Mittelalters. Diese Diskussion geht also weiter, und gerade von der Landesarchäologie, die mit ihrer Arbeit immer wieder neue Quellen erschließt, sind auch weitere Erkenntnisse zu erwarten, auf einem Gebiet, das mit unserer eigenen Vergangenheit und mit den geschichtlichen Voraussetzungen unseres heutigen Daseins in engstem Zusammenhang steht.

Prof. Dr. Gerhard Fingerlin
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau

DIE ALAMANNEN

LANDESAUSSTELLUNG BADEN-WÜRTTEMBERG

SüdwestLB Forum
Am Hauptbahnhof 2
70173 Stuttgart
Tel.: 07 11 / 1 27 - 48 33
Fax: 07 11 / 1 27 - 48 34

14. Juni – 14. September 1997

Dienstag–Sonntag 10–18 Uhr
Mittwoch bis 21 Uhr

Erste umfassende Darstellung der Geschichte der Alamannen vom Rückzug der Römer aus Südwestdeutschland im 3. Jh. n. Chr. bis zur Auflösung des Herzogtums Alamannien durch die Karolinger im 8. Jh.

Mehr als 3000, z.T. noch nie gezeigte kostbare archäologische Funde werden präsentiert, ergänzt durch historische, sprachliche und volkskundliche Zeugnisse. Zusammen mit zahlreichen Modellen, Nachbildungen und Inszenierungen lassen sie ein lebendiges und anschauliches Bild von dieser wichtigen Epoche der mitteleuropäischen Geschichte entstehen.

Eine Ausstellung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Landesmuseum Zürich, dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart sowie dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Brauchen wir noch Alamannen?

Zum Stellenwert merowingerzeitlicher Grabfunde in der Landesarchäologie

Ingo Stork



■ 1 Freiberg am Neckar-Beiholdingen, Kr. Ludwigsburg. Filigrangoldscheibenfibel aus dem durch Beraubung völlig gestörten Adelsgrab 81. Die Grabräuber ließen das singuläre Stück, dessen Ornamentik magisch-symbolische Bedeutung hat, offensichtlich bewußt zurück. Durchmesser 6,5 cm; Mitte 7. Jh. n. Chr.

Meldungen der jüngsten Zeit beweisen es: die Alamannen und ihre Gräber sind ein heiß diskutiertes Thema. Einerseits greift die Presse jede noch so kleine Meldung als Sensation auf: „1400 Jahre alter Vorfahr“, andererseits verschwinden nach wie vor wichtige Befunde buchstäblich totgeschwiegen in Baugruben; intakte Friedhöfe werden unter Schutz gestellt, andererseits wird darüber diskutiert, ob Friedhöfe dieser Periode angesichts von Mittelkürzungen im Sinne einer notwendigen Prioritätensetzung noch Rettungsgrabungen unterzogen werden können. Woher erklärt sich diese Ambivalenz, und warum fällt es so schwer, eine allgemeingültige Antwort zu finden?

Vor über 65 Jahren, 1931, formulierte Walter Veeck in seinem Buch „Die Alamannen in Württemberg“: „Die erste Forderung an die Forschung ist

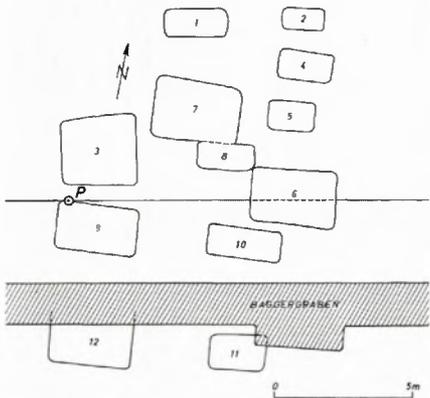
die, daß sie mit Nachdruck an die weitere Untersuchung der Reihengräberfriedhöfe herangeht. Sie darf sich nicht wie bisher mit der Aufdeckung einzelner Gräber und mit der Bergung von Funden begnügen. Solche kleinen Teilgrabungen können die Fragen, deren Lösung uns am Herzen liegt, nicht klären. Freilich, die zur Verfügung stehenden Mittel sind beschränkt, aber man sollte diese doch lieber zu gründlicher Untersuchung einiger weniger noch erreichbarer Friedhöfe verwenden, als sie bei kleineren Grabungen aufbrauchen. Wer einmal sich eingehender mit unseren Reihengräberfriedhöfen beschäftigt hat, der wird zugeben, daß hier Gefahr im Verzuge ist. Bei dem raschen Wachstum unserer Ortschaften wird schnell das Gelände, auf dem die Friedhöfe in der Regel liegen, überbaut [Abb. 2]. Die Zahl der unberührten oder fast unberührten Grabfelder

nimmt immer mehr ab. Der Zeitpunkt ihrer Entdeckung ist ja auch der Beginn ihrer Zerstörung. Es wird [...] vor Augen treten, daß viele Fragen mit dem heutigen Material nicht zu lösen sind, vielmehr der Aufklärung durch neue Grabungen bedürfen.“

Man sieht, die Diskussion ist nicht neu, doch hat sich die wissenschaftliche Ausgangssituation bis heute natürlich gewandelt. So können wir uns z. B. gewiß nicht mehr über einen Mangel an (Fund-)„Material“ beklagen – im Gegenteil. Die Aufarbeitung der vorhandenen Fundmengen erfordert heute neue Wege. Neben Bekanntem kommt aber auch ständig Unerwartetes zu Tage. Wenn wir außerdem „Material“ auch in naturwissenschaftlichem Sinne verstehen, einem Feld, das zu Veecks Zeiten gerade erst erschlossen wurde, so fehlt tatsächlich noch sehr viel. Denkmal-



■ 2 Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis. Die Zerstörung des Ortsgräberfeldes von „Mergintaim“ erfolgte seit 1913 weitgehend undokumentiert. Hier hat die Denkmalpflege nur noch eine „Ruine“ vor sich.



■ 3 Niederstotzingen, Kr. Heidenheim. Plan des 1963 vollständig ausgegrabenen, separaten Adelsbestattungsplatzes, der exzeptionelle Befunde und Funde erbrachte. Auch kleinräumige Befunde können einen Erkenntnissschub auslösen.

pflege erfordert tagtäglich eine Abwägung. Zur Standortbestimmung müssen Voraussetzungen genannt sein.

Keine andere Epoche der Vor- und Frühgeschichte besitzt eine derartig einseitige Quellenlage wie die Merowingerzeit: Tausenden von Grabfunden stehen nur wenige ergrabene Siedlungen gegenüber. Die Gründe hierfür sind bekannt: Als Urzellen heute bestehender Städte und Dörfer wurden Überreste merowingerzeitlicher Holzgebäude seit Jahrhunderten überbaut. In später aufgegebenen Siedlungen, den „Wüstungen“, die in freiem Gelände liegen, fanden kaum Grabungen statt. Erosion und intensive landwirtschaftliche Nutzung haben viele zerstört.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schnellte der Bedarf an Bauflächen in Ortsrandlagen rasant hoch. Die Folge waren flächenhafte Verluste bis dahin noch vollständig erhaltener Gräberfelder. Moderne landschaftsbezogene Aufarbeitungen verdeutlichen den Kenntnisstand: Im Kreis Reutlingen haben von über 100 Fundstellen weniger als ein Fünftel noch geschlossene Fundkomplexe geliefert (freundl. Mitteilung D. Quast). Notgrabungen konnten nur in wenigen Objekten, darunter etwa in der bekannten Adelsgrablege von Niederstotzingen, Kr. Heidenheim (Abb. 3) durchgeführt werden. Erst die seit den 70er Jahren verbesserte personelle und finanzielle Ausstattung der Archäologischen Denkmalpflege erlaubte ein Agieren im Vorfeld von

Bauplanungen. Für Regionen, die einen starken Bevölkerungszuwachs aufwiesen, wie etwa dem Mittleren Neckarraum, ist davon auszugehen, daß heute so gut wie alle zu den ursprünglichen Zentren bestehender Ortschaften gehörenden Friedhöfe zerstört sind. Nur einzelne wenige Friedhöfe von Wüstungen sind noch erhalten.

Die Aussagemöglichkeiten von Grabfunden wurden vielfach beschrieben, weshalb sie hier nur stichwortartig genannt seien. Während ein einzelnes Grab, und sei es auch reich ausgestattet, nur eine „Momentaufnahme“ vergangenen Geschehens darstellt, bieten vollständig oder wenigstens in repräsentativen Teilen ergrabene Friedhöfe Einblick in Entwicklungen während des Belegungszeitraums. Dieser kann wenige Jahrzehnte, aber auch 250 Jahre umfassen. Die unterschiedlichen Grabausstattungen spiegeln die Gesellschaftsstruktur der Alamannen und ihre Wandlungen wider. Die Gründung eines Ortes, Herkunft, Zu- und Abzug von Einzelpersonen und Gruppen, Bevölkerungswachstum, Stagnation oder Rückgang können ebenso bestimmt werden. Wirtschaftliche Gegebenheiten, Handel, Warenaustausch und Mobilität von Personen über weite Räume sind zu erfassen. Glaubens- und Jenseitsvorstellungen bis hin zu den Anfängen des Christentums lassen sich ebenso ermitteln wie die Auswirkungen politischer Ereignisse. So bricht z.B. die Belegung mancher alamannischer Friedhöfe infolge der fränkischen Siege in

■ 4 Lauchheim, Ostalbkreis. Die kleine, nur kurze Zeit benutzte Hofgrablege der Zeit um 700 n.Chr. liegt innerhalb eines Herrenhofs mit Holzgebäuden. Ein nur durch Flächengrabung erfäßbarer Befund.





■ 5 Renningen, Kr. Böblingen. Zwischen mittelalterlichen Gruben am Renninger Kirchplatz lag ein bis dahin unbekannter, bedeutender alamannischer Friedhof des 5. Jhs. Das Luftbild von O.Braasch zeigt die Baustelle bei ihrem Bekanntwerden, vor Beginn der Notgrabung. Luftbild: Nr. 7318/007B-795/18 (1991).

der Zeit um 500 n.Chr. ab. So unterschiedlich wie die Gräber sind die Strukturen der Friedhöfe. Nicht zuletzt ergeben sich landschaftsspezifische Unterschiede. Fragen der Aufsiedlung und des Landesausbaus sind lösbar. Der grundsätzliche Wert eines Gräberfelds für die Klärung orts- und landesgeschichtlicher Fragen bedarf von daher keiner weiteren Begründung.

Wie aber sind Friedhofsteile oder antik beraubte Gräber einzustufen? Lassen sich Bestattungsplätze nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung werten? Fragen, die in einer Zeit stark eingeschränkter Etats zu Recht gestellt werden.

Von hoher Bedeutung wären genaue Vorkenntnisse, d.h. Prospektionen notwendig. Leider sind die Möglichkeiten für Grabfunde sehr eingeschränkt. Luftbilder zeigen nur äußerst selten Bestattungsplätze, was mit der geringen Größe und Tiefe der Grabanlagen zu erklären ist. Geophysikalische Messungen setzen die Vorkenntnis von Befunden voraus. Da Oberflächenfunde glücklicherweise nicht anfallen, blieben noch archäologische Sondagen, für die ein Anlaß und zumindest ein konkreter Fundverdacht – etwa durch die Lagesituation, den Flurnamen oder vor allem Alt-funde – gegeben sein müssen. Es ist nun einmal so, daß Friedhöfe in der Regel durch Zerstörungen bei Baumaßnahmen entdeckt werden. In diesem Fall erhebt sich die Frage, wieviel von dem Objekt noch vorhanden ist und welche Ausdehnung es besitzt. Das Gräberfeld von Lauchheim (Ostalbkreis) wurde bei seiner Entdeckung 1986 von einem erfahrenen Grabungstechniker auf noch ca. 50 Bestattungen geschätzt. Ausgegraben

wurde dann der größte Friedhof des Landes mit 1308 Gräbern. Da Baustellenfunde vielfach nicht erkannt und häufig bewußt verschwiegen werden, ist die Erstreckung eines Bestattungsortes mitunter schwer zu beurteilen: Sind es nun die ersten oder die letzten Gräber, die gemeldet wurden? Gibt es noch größere, unzerstörte und zugängliche Flächen? Friedhöfe, deren Zerstörungen beobachtet, d.h. Funde aus Baugruben registriert wurden, sind anhand dieser Vorkenntnisse zu bewerten: Wie viel ist noch vorhanden, lassen Befunde und Funde Rückschlüsse auf die Struktur des Friedhofs zu?

Umfang und Art der Friedhöfe differieren nach ihrer Zeitstellung, der zugehörigen Siedlung oder auch der in ihnen bestattenden Gesellschaftsschicht. Bestattungsplätze von Dorf, Weiler oder Einzelhof sind verschiedenen groß. Früh gegründete Siedlungen im Altsiedelland, an wichtigen Straßen, befestigten Plätzen oder im Umfeld spätantiker, von Romanen bewohnter Städte (Konstanz, Basel, Straßburg) besitzen anders strukturierte Friedhöfe als spät gegründete Ausbauorte etwa des Schwarzwaldvorlandes. Soziale Gruppen, besonders die Oberschicht, können sich in eigenen kleinen Separatfriedhöfen absondern. Einen Sonderfall stellen Hofgrablegen des späten 7./frühen 8. Jahrhunderts dar (Abb. 4). Sie sind in ihrem Charakter ohne Flächengrabung kaum korrekt ansprechbar. Angesichts dieser Bandbreite erscheinen die knapp 20 in Baden-Württemberg großflächig untersuchten Bestattungsplätze keineswegs repräsentativ, außerdem verteilen sie sich sehr ungleich über das Land. Regionen mit hohem Grabungs- und Forschungsstand (wie dem Breisgau oder dem

Ostalbbereich) stehen Kernräume mit starkem Zerstörungsgrad (wie das Mittlere Neckarland), aber auch kaum erschlossene (wie Oberschwaben oder Hohenlohe) gegenüber. Dabei stellt sich die Frage, ob eine Schwerpunktbildung „nach der Landkarte“ überhaupt sinnvoll wäre. Letztlich entscheidend sind wohl Erhaltungszustand und Art des Objekts. Wieviel weniger wüßten wir über alamannischen Adel ohne Niederstötzingen, über Hofgrablegen ohne Lauchheim, über Kleinraumentwicklung ohne Mengen im Breisgau? Die Aufzählungsreihe ließe sich fortsetzen. Wenn morgen ein vergleichbarer Befund bei Baumaßnahmen angeschnitten würde, was wäre zu tun?

Ohne Ausgrabung ist Gräbern ihre Zeitstellung und Bedeutung nicht ansehbar. Nach Anlage einer Grabungsfläche können zwar lange schmale Grabgruben auf frühe Zeitstellung, große breite auf Kammergräber und Steinkisten auf das späte 7. Jahrhundert hinweisen. Über ihren Inhalt und die große Masse der übrigen Grabanlagen wissen wir aber deswegen noch nichts. Selbst die richtige Deutung eines Oberflächenbefunds kann die Ausgrabung nicht ersetzen. Überraschungen sind auch heute noch möglich: So waren z.B. alle „Feuchtbodenbefunde“ in Lauchheim im ersten Planum nicht als solche kenntlich. Welche enormen neuen Erkenntnisse haben sie gebracht!

Die zeitliche Verteilung von Bestattungen der Merowingerzeit ist nicht gleichgewichtig. Der Masse an Befunden des 7. Jahrhunderts steht ein nur mäßiges Fundaufkommen des 6. Jahrhunderts gegenüber. Extrem rar, aber für die Forschung von höchstem Interesse, da direkt in die Zeit wichtig-

ster historischer Weichenstellungen fallend, ist das 5. Jahrhundert. Im Regierungsbezirk Stuttgart wurden Bestattungsplätze dieser Epoche (5. Jh.) in den letzten 20 Jahren nur 1976 in Tauberbischofsheim-Dittigheim, 1978 in Heidenheim-Großkuchen, 1988 in Renningen (Abb. 5) und 1995–96 in Lauchheim nachgewiesen.

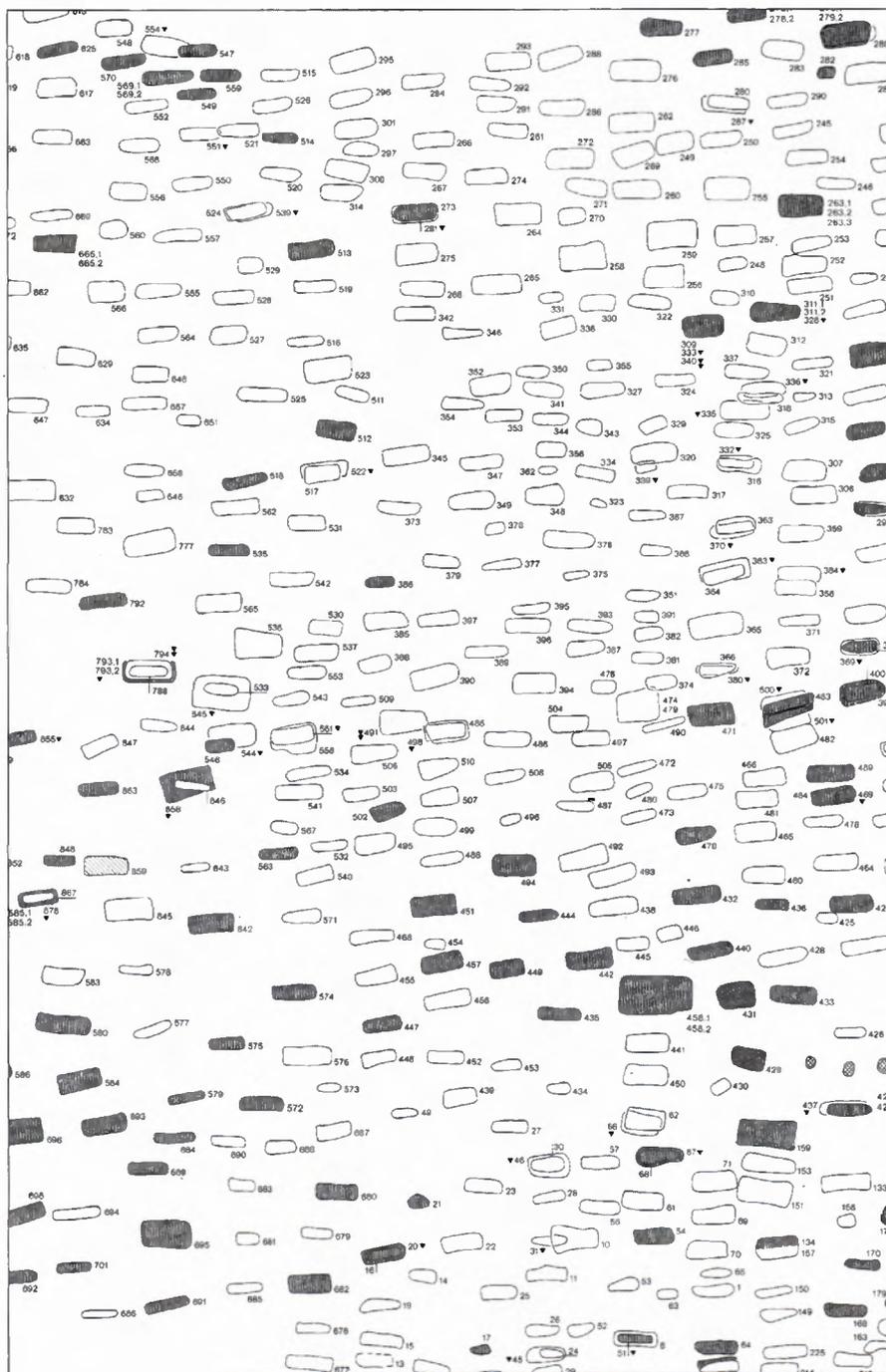
Im Falle von Dittigheim und Lauchheim handelte es sich um begonnene Rettungsgrabungen überraschend früh einsetzender, großer Gräberfelder, in Großkuchen um eine Grabung anderer Zielsetzung und in Renningen um die Zufallsentdeckung bei einer Notgrabung (Abb. 5).

Gerade derart wichtige Befunde sind also weder vorhersehbar noch einplanbar, ihre Bergung setzt flexibles Reaktionsvermögen voraus.

Eine gewichtige Einschränkung der Befundaussagen bildet zweifellos der im Frühmittelalter häufig geübte Grabraub. Seine Intensität ist sehr unterschiedlich. Generell kann gesagt werden, daß Beraubung im 7. Jahrhundert viel häufiger auftritt als im 6. Jahrhundert. Friedhöfen mit Beraubungsquoten von bis zu 90% stehen andere mit nur 20% oder noch geringerem Beraubungsanteil gegenüber. Dabei ist zu beachten, daß die Beraubungsintensität je nach Belegungsabschnitt eines Gräberfelds stark differiert. Wie ein Blick auf den Plan des Gräberfelds „Wasserfurche“ in Lauchheim (Abb. 6) zeigt, wechseln Areale mit starker Beraubung mit solchen geringer oder gar keiner ab. Aus der Untersuchung einer Teilfläche können daher keine Rückschlüsse auf die Beraubungsquote eines ganzen Friedhofs gezogen werden. Die Beraubung wurde sehr unterschiedlich vollzogen. Die Bandbreite reicht von geringen Störungen bis hin zur flächigen Ausräumung eines Grabs. Aber selbst in diesen Fällen lassen verbliebene Objekte, z. B. Perlen von Halsketten, noch Rückschlüsse auf das Geschlecht und die Datierung zu. So basiert die von H. Ament und anderen entwickelte Feinchronologie fränkischer Grabfunde des Mittelrheingebiets wesentlich auf dem zu 70% beraubten Gräberfeld von Rübenach, Stadt Koblenz. Doch nicht nur für die Chronologie, sondern auch allgemein für die Kulturgeschichte enthalten auch beraubte Gräber mitunter

wichtigste Zeugnisse: z. B. waren alle „feuchtbodenerhaltenen“ Gräber in Lauchheim „Mittelhofen“ antik gestört, bewahrten aber u.a. das einzige erhaltene Stollenbett der Merowingerzeit in Europa (Abb. 7). Das beraubte Mädchengrab 795 in Lauchheim „Wasserfurche“ enthielt den feinsten, gewirkten Brokatstoff des 6. Jahrhunderts, der bisher bekannt ist. Er stammt aus dem Orient. Längst bekannt ist, daß Objekte christlichen Charakters auch bei starker Beraubung in den Gräbern verblieben. Plünderer, die ebenfalls Christen waren, ließen sie unangetastet (Abb. 1). Die meisten Goldblattkreuze stammen aus beraubten Gräbern!

Einen wichtigen, von der Öffentlichkeit mehr als von den Archäologen beachteten Faktor stellt der antiquarische und ästhetische Wert mancher Funde dar. „Schöne“ Museumsstücke, am besten auch für das örtliche Heimatmuseum, sollen die Archäologen ausgraben. Diese auch heute noch vielfach verbreitete, falsche romantische Vorstellung von der Archäologie als moderner Schatzgräberei konzentriert sich gerade auf Bestattungen der Merowingerzeit. Übersehen wird dabei, daß erst die genaue Dokumentation, die beträchtliche Finanzmittel erfordert, die Funde kulturhistorisch auswertbar werden läßt. Dabei kann der Restaurierungsaufwand den der



■ 6 Lauchheim. Der Planausschnitt des großen Gräberfelds in Flur „Wasserfurche“ zeigt Belegungsareale mit geringer und hoher Beraubungsquote (dunkel gerastert) nahe beieinander im gleichen Friedhof.



■ 7 Lauchheim „Mittelhofen“, Grab 27. „Feuchtbodenerhaltung“ hat für die Konservierung des einzigen vollständigen Stollenbetts der Merowingerzeit gesorgt! Bis auf fünf Goldblattkreuze (christliche Symbolik) ist dieses Grab fast vollständig beraubt.

Ausgrabungen noch beträchtlich übersteigen. Moderne Archäologie ist ohne Beziehung von Nachbardisziplinen und Naturwissenschaften, insbesondere der Anthropologie, Osteozoologie und der Botanik, nicht mehr denkbar. Folgekosten, die dem Laien verborgen bleiben. Der „schöne Fund“ ist zu teuer erkaufte, als daß er für sich genommen ein Kriterium pro oder contra einer Ausgrabung sein könnte. Vor dem Hintergrund zunehmenden modernen Raubgräberunwesens und z.T. beträchtlicher Preise des internationalen Kunsthandels sollten wir aber nicht verhehlen, daß die Funde auch Sachwerte darstellen. Würde kaufmännisch aufgerechnet, „lohnnten“ sich viele der Grabungen. Der Öffentlichkeit wäre es schwer verständlich, einerseits Raubgräber am Runden Berg bei Urach zu verfolgen, andererseits aber ähnliche Funde in Baustellen ohne Not der Erddeponie zu opfern.

Gräberfelder als älteste Zeugen der Ursprünge heute noch bestehender Städte und Dörfer besitzen unmittelbaren Bezug zur Landesgeschichte. Auch der Laie kann sie als Geschichtszeugnis seines Ortes verstehen und ihre Denkmaleigenschaft begreifen. Gerade durch die Ortsbezogenheit werden sie als Quelle eigener Geschichte anerkannt. Neben römischen Gebäuden und keltischen Grabhügeln prägen alamannische oder fränkische Friedhöfe das Bild von der Landesarchäologie in der Öffentlichkeit. Die Bereitschaft zur Akzeptanz der Archäologie beginnt einmal vor der Haustür – ein Kapital, das

der Denkmalpflege insgesamt zugute kommt.

Die archäologische Denkmalpflege besitzt keinen von den gesellschaftlichen Entwicklungen abgehobenen Selbstzweck. Wertungen nach wissenschaftlichen Kriterien mußten stets mit dem Blick auf das gesamte archäologische Umfeld getroffen werden. In einer Zeit eingeschränkter Finanzmittel gilt dies umso mehr. Es wäre aber für die Forschung und die Denkmalpflege fatal, sich von einer ganzen Denkmäleregattung abzuwenden und den „Abschied von den Alamannen“ zu zelebrieren.

Literatur:

- R. Christlein, Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes (Stuttgart, Aalen 1978).
 I. Stork, Die Merowingerzeit in Württemberg. Zum Stand der Forschung. In: D. Planck (Hrsg.), Archäologie in Württemberg. Ergebnisse und Perspektiven archäologischer Forschung von der Altsteinzeit bis zur Neuzeit, (Stuttgart 1988) 333 ff.
 Ders., Friedhöfe der Merowingerzeit. Historische Quellen, Bestand und Gefährdung. Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 15, 1986, 79 ff.
 W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg (Leipzig, Berlin 1931).

Dr. Ingo Stork
 LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Silberburgstraße 193
 70178 Stuttgart

Kirchen und Kirchengräber in der frühmittelalterlichen Alamannia Südwestdeutschlands

Gerhard Fingerlin



■ 1 Goldblattkreuze aus alamannischen Gräbern Südwestdeutschlands, 7. Jh. n. Chr. – sichere Zeugnisse christlichen Totenbrauchtums bei den Alamannen. Photo: LDA, Stuttgart.

Die Missionsgeschichte Alamanniens, also die Geschichte der Christianisierung des alamannischen Volkes, ist äußerst lückenhaft überliefert, und auch die Archäologie kann nur in einzelnen Punkten zu einem Gesamtbild beitragen. Anhand ihrer Quellen läßt sich weniger der Vorgang ablesen als sein Ergebnis: Die Ausbreitung der neuen Glaubensinhalte, die Festigung der kirchlichen Organisation sowie die Rolle, die den führenden Familien im Land dabei zukam. Auch dies ist zunächst nur im Detail des jeweiligen archäologischen Befunds für uns faßbar: den goldenen Kreuzen (Abb. 1) und anderen christlichen Symbolen in den Gräbern, den Grundrissen früher Kirchenbauten und den im Innern dieser Kirchen angetroffenen Adels- und Priesterbestattungen vorwiegend des 7. und frühen 8. Jahrhunderts. Doch bieten viele Einzelbeobachtungen auch immer die Chance

einer Verknüpfung, so daß auch generelle Aussagen durchaus möglich sind. Gleiches gilt ja auch für die schriftliche Überlieferung, in der vor allem die Lebensbeschreibungen der „Apostel Alamanniens“ wie Columban, Gallus, Fridolin oder Pirmin viel Legendäres bieten, und eigentlich ja auch gar nicht die geschichtlichen Vorgänge darstellen wollen, sondern mit einer ganz anderen Tendenz, oft auch noch in größerem zeitlichen Abstand zu den Ereignissen, geschrieben sind. Und doch ermöglichen sie in ihrer Summe manchen Einblick in das Geschehen der Missionierungszeit, geben sogar Aufschlüsse über die langsam versinkende Welt des Heidentums. In Verbindung mit Informationen, die dem Gesetzestext der Lex Alamannorum zu entnehmen sind, läßt sich so mancher Aspekt der Missions- und Kirchengeschichte herausarbeiten. Dazu kommt dann noch

die in anderen Quellen überlieferte Kenntnis über das um 600 n. Chr. gegründete Bistum Konstanz hinzu, das wir in seiner enormen räumlichen Ausdehnung als eigentliches Bistum Alamanniens aufzufassen haben, in dessen Rahmen die Ausbreitung des christlichen Glaubens und die Festigung kirchlicher Strukturen überhaupt erst möglich waren (Abb. 2).

Um uns dem hier gestellten archäologischen Thema zu nähern, ist ein – wenn auch noch so knapper – Abriss des überlieferten geschichtlichen Hintergrunds unverzichtbar, wie überhaupt der in „historischer“ Zeit arbeitende Archäologe davon profitiert, daß er seine fachspezifisch gewonnenen Erkenntnisse am Maßstab einer anderen Überlieferung prüfen kann. Denn naturgemäß sind die Quellen, die der Boden zur Verfügung stellt (Bodenurkunden), für die „Ereig-

nisgeschichte“ wenig ergiebig, und wir dürfen ihnen auch nicht mehr abverlangen, als sie beinhalten. Gräber, Siedlungsplätze, Befestigungsanlagen, Sakralbauten oder Depotfunde bieten dafür Aussagemöglichkeiten in Bereichen, die von der schriftlichen Überlieferung nur selten und dann meist auch ganz unzureichend angesprochen werden.

Im Gegensatz zu den linksrheinischen Gebieten oder zum raetischen Alpenvorland war für die Alamannen in ihren südwestdeutschen Kernlanden kein Anknüpfen an Tradition und Organisation des spätantiken Christentums möglich. Nur an der Peripherie kamen sie damit, ohne erkennbare Auswirkungen, in Berührung: An Hoch- und Oberrhein mit den Bischofsstädten Kaiseraugst/Basel und Straßburg sowie im Osten ihres ursprünglichen Siedlungsraumes an Iller und Donau (Bischofssitz? Augsburg).

Trotz dieser langen und engen Nachbarschaft kam das Christentum nicht aus der Romania, sondern in seinen Anfängen jedenfalls aus dem fränkischen Reich. Mit dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig bei Zülpich fiel Ende des 5. Jahrhunderts der nördliche Teil Alamanniens einem christlichen Herrscher zu, wenige Jahrzehnte später (536 n. Chr.) war die politische Einbindung des ganzen alamannischen Stammesgebietes ins fränkische Reich abgeschlossen. Die Christianisierung der neu gewonnenen Gebiete lag also im Interesse der fränkischen Königsmacht, wobei es zunächst wohl mehr um die Sicherung der Herrschaft als um die Verbreitung des neuen Glaubens ging. Schließlich war auch der Übertritt Chlodwigs selbst – besiegelt durch seine Taufe in Reims zusammen mit seiner vielköpfigen Gefolgschaft („mit all seinem Volk“) – eine eminent politische Entscheidung gewesen, die vor allem das Zusammenwachsen der romanischen und germanischen Reichsteile fördern sollte.

Zunächst schloß sich offenbar der alamannische Adel dem neuen Glauben, also dem königlichen Vorbild, an, soweit er nicht durch loyale Familien aus dem bisherigen fränkischen Herrschaftsbereich ersetzt wurde, wofür es archäologische Hinweise gibt. Teile dieser „primi Alamanni“ oder „optimates“ blieben aber doch wohl in Opposition und daher vielleicht auch für eine heidnische Reaktion anfällig, was vor allem in der späteren Merowingerzeit deutlich wird, wo sich diese Haltung – zumindest in Einzelfällen – durch Bestattung in Grabhügeln statt in Kirchen und in der

Verwendung heidnischer Bildmotive manifestiert.

Es steht nicht in Frage, daß sich mit der fränkischen Herrschaft auch das von höchster Stelle geförderte Christentum durchsetzte und ausbreitete, mehr und mehr auch in den niedrigeren Ständen. Doch schweigen sich die geschichtlichen Quellen leider aus über eine, wie zu vermuten, in größerem Maßstab betriebene Missionierung und den Aufbau der kirchlichen Organisation. Wir wissen nur, wie schon eingangs erwähnt, daß in der Zeit um 600 n. Chr., vielleicht auch schon im späteren 6. Jahrhundert in Konstanz (Constantia) ein Bischofssitz eingerichtet wurde, dessen Sprengel fast die ganze Alamannia umfaßte. Hinter dieser Gründung stand der alamannische Herzog, natürlich im Sinne des königlich-merowingischen Auftrags, den er ja auch im politisch-administrativen Bereich zu vertreten hatte. Vieles spricht dafür, daß die oft an strategisch wichtigen Stellen überall im Land entstehenden Königshöfe als frühe Stützpunkte auch der kirchlichen Organisation anzusehen sind. Es ist jedenfalls auffällig, daß an Plätzen mit urkundlich bezeugtem Königsgut sehr häufig die Pfarrkirchen frühe, fränkisch geprägte Patrozinien aufweisen, vor allem das des heiligen Martin von Tours, aber auch des Remigius oder Hilarius.

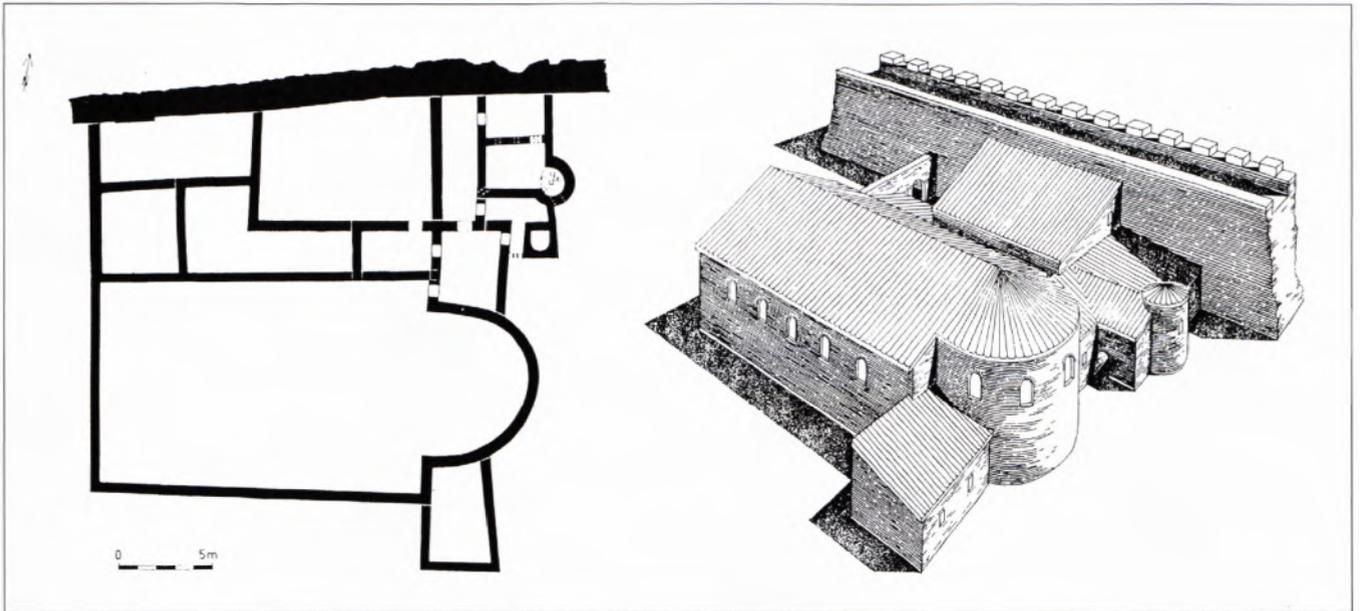
Ergänzt wird dieses sich allmählich verdichtende Netz kirchlicher Präsenz durch Klostergründungen des 7. und frühen 8. Jahrhunderts (Reichenau, Säckingen, Schuttern), die sich zunächst allerdings deutlich an die Peripherie des alamannischen Raumes halten. Trotzdem sind sie wichtig für Einpflanzung und Pflege christlichen Lebens, Aufgaben, die in dieser Zeit – ergänzend zu den Bestrebungen der fränkischen Reichskirche – von irisch-schottischen Wanderpredigern eifrig wahrgenommen werden; in mehreren Fällen ausgehend vom Kloster Luxeuil in Burgund, aber offenbar ohne größere Wirkung auf die zentralen Bereiche Alamanniens, soweit wir nach den überlieferten Reisewegen und den Orten von Zellen- und Klostergründungen urteilen dürfen. Dagegen finden sich die frühen Kirchen, zunächst in Holzbauweise errichtete bescheidene Bauten, in der ganzen Alamannia und zeugen von der erfolgreichen fränkischen Mission. Auch aus dem Süden, über die Alpen wirkende Einflüsse aus dem langobardischen Oberitalien und damit der „römischen“ Kirche zeigen sich im Fundmaterial alamannischer Gräber des späteren 6. und des ganzen 7. Jahrhunderts (Goldblattkreuze, vgl. Abb. 1). Mehr als eine Andeutung in



■ 2 Die Grenzen des Bistums Konstanz. Nach W. Hug, Geschichte Badens (Stuttgart 1992), Abb. S. 49.

dieser Richtung lassen aber die archäologischen Quellen nicht zu. In dieser Sitte der Kreuzbeigabe könnten sich ja auch ganz allgemein kulturelle Beziehungen zu Oberitalien widerspiegeln, wie sie sich in der Übernahme langobardischer Trachtelemente in dieser Zeit zeigen.

Bevor wir uns den durch Ausgrabungen bekannten Kirchen der südwestdeutschen Alamannia zuwenden, müssen wir uns fragen, was wir in der Merowingerzeit hier überhaupt an christlichen Sakralbauten erwarten dürfen. Daß es seit ungefähr 600 n. Chr. im linksrheinischen (!) Konstanz eine Bischofskirche gegeben hat, ist sicher, doch haben sich davon bisher keine Spuren nachweisen lassen. Auch wissen wir nicht, ob sie aus Anlaß der Bistumsgründung neu errichtet wurde, oder ob man zunächst eine am Ort schon bestehende spätantike Kirche des 4. oder 5. Jahrhunderts weiterbenutzt hat. Jedenfalls dürfen wir davon ausgehen, daß es – unabhängig von einer genauen Zeitbestimmung – nach guten Beispielen in spätantiken Kastellen des Hochrheintals eine in Stein errichtete rechteckige Saalkirche mit halbrunder Apsis (Chor) gewesen ist. Dazu gehörte ein Baptisterium, also eine Taufkapelle oder ein Taufhaus, das vermutlich an einer der Längsseiten des Kirchenschiffs angebaut war. Eine gute Vorstellung können die ausgegrabenen und konservierten Befunde von Tenedo (Zurzach, Kt. Aargau) oder Castrum Rauracense (Kaiseraugst, Abb. 3) liefern. Auch für Inneneinrichtung und Ausstattung ergeben sich Hinweise aus dem regionalen spätrömischen Umfeld. Denkbar ein Tischalter nach einem Vorbild



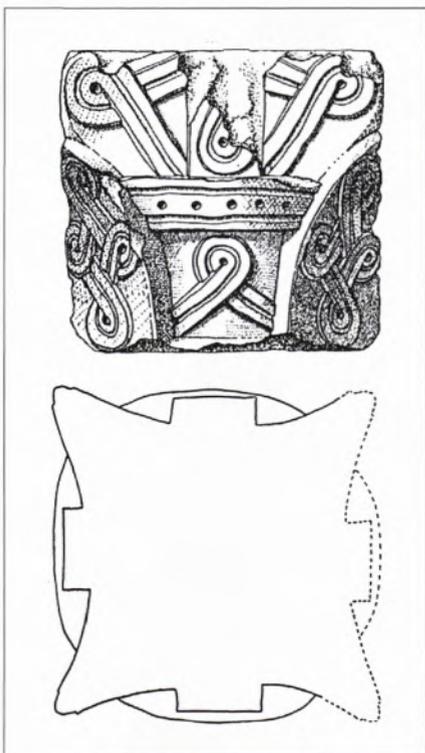
■ 3 Kaiseraugst, Kt. Aargau (Hochrhein). Plan und zeichnerische Rekonstruktion der spätantiken Kirche im „Castrum Rauracense“. Baptisterium zwischen Kirche und Kastellmauer. Nach W. Müller, *Helvetica archaeologica* 17, 65/66, 1986, Abb. 7 u. 8.

in Chur (Graubünden), kapitellgeschmückte Säulen nach einem Fundstück aus Vindonissa (Windisch, Kt. Aargau, Abb. 4) und Chorschranken, eventuell mit Bemalung, nach entsprechenden Resten im linksrheinischen Zurzach.

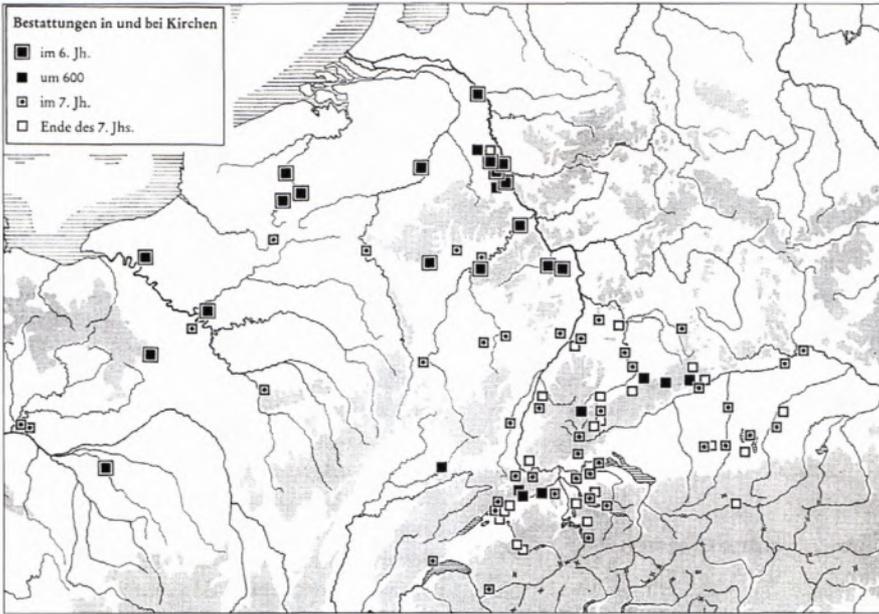
Neben der Bischofskirche in Konstanz, neben frühen Klosterkirchen an Hoch- und Oberrhein sind also im Inneren Alamanniens Pfarrkirchen in dörflichen Siedlungen und bei Königshöfen zu erwarten, „Eigenkirchen“ bei Adelshöfen: zunächst überwiegend in Holzbauweise, später dann als gemörtelte Steinbauten ausgeführt.

Auch in dieser jetzt alamannisch besiedelten Romania südlich des Hochrheins wurden die im dörflichen Bereich entstehenden Pfarrkirchen zunächst in einfacher Holzbauweise errichtet, obwohl hier die Tradition des Steinbaus lebendig geblieben war. In der südwestdeutschen Alamannia dürfen wir deshalb zu Beginn nichts anderes erwarten, auch nicht bei den „Eigenkirchen“ des Adels, die bei den Herrenhöfen entstehen, oder bei den frühen Klostergründungen, also den „Zellen“ der irisch-schottischen Missionare. So baut Gallus in der Einsamkeit des Steinachtals eine Klosterkirche aus Holz (ein Bär bringt das Baumaterial), dazu Holzhäuser für eine kleine klösterliche Gemeinschaft, aus der sich später St. Gallen entwickeln sollte. Ähnlich hat man sich die Zelle eines Trudpert im Münstertal oder eines Landelin im Tal hinter Ettenheim (beide am westlichen Schwarzwaldrand) vorzustellen. Nur in Schuttern (Ortenau), in der Rheinebene, ist als älteste Klosterkirche eine Steinbau belegt, doch ist hier eine genaue Zeitbestimmung noch offen, ein hölzerner Vorgängerbau auch nicht mit völliger Sicherheit auszuschließen. Auch auf der Bodenseeeinsel Reichenau (Klostergründung durch Pirmin) ist als erster Bau eine Steinkirche (mit Rechteckchor) überliefert, doch gehört dieser Platz ebenso wie die Säckinger Rheininsel (Fridolins Kloster) nicht mehr zur eigentlichen rechtsrheinischen Alamannia.

Der Bau von Holzkirchen setzt in Südwestdeutschland im späten 6. Jahrhundert, spätestens in der Zeit um 600 n. Chr. ein, also in der Gründungszeit des Bistums Konstanz, und steht ganz offensichtlich mit der von hier ausgehenden „kirchlichen Durchdringung“ Alamanniens in engem Zusammenhang. Man muß sich vergegenwärtigen: die Taufe Chlodwigs liegt schon fast ein Jahrhundert zurück und in den Gräbern setzen die Hinweise auf christliches Gedankengut schon deutlich früher ein. Insgesamt also ein sehr langwieriger Prozeß, der vielleicht auch mit der Hartnäckigkeit zu tun hat, mit der die Alamannen am Althergebrachten festhielten, jedenfalls aber erkennen läßt, daß lange Zeit das „königliche Vorbild“ für die Masse des Volkes nicht verbindlich war und auch nicht mit allen Mitteln durchgesetzt werden sollte. Ein Blick auf eine von H. W. Böhme entworfene Karte (Abb. 5), auf der die datierbaren „Kirchengräber“ des fränkisch-alamannischen Raumes verzeichnet sind, macht den Unterschied zu den linksrheinischen Gebieten der Francia deutlich: Hier ist schon im 6. Jahrhundert eine Entwicklung weitgehend abgeschlossen, die bei den Alamannen erst im 7. Jahrhundert an Dynamik gewinnt. Dabei gilt es zu berücksichtigen, daß die frühen Kirchenbauten Südwestdeutschlands nur mit



■ 4 Windisch (Vindonissa), Kt. Aargau. Flechtbandverziertes Kapitell aus einer frühmittelalterlichen Kirche (um 600 n. Chr.). H. ca. 17 cm. Nach Jahrb. SGUF 47, 1958/59, 210, Abb. 49.



■ 5 Verbreitung und zeitliche Gliederung von Gräbern in und bei Kirchen im fränkischen, alamannischen und bajuwarischen Siedlungsgebiet der Merowingerzeit. Nach H.W. Böhme, Archäologie in Deutschland 1993, Heft 4, Abb. S. 21.

Hilf zugehöriger Grabfunde zeitlich beurteilt werden können, und daß bei weitem nicht alle ergrabenen Kirchen datierbare Bestattungen enthielten. Auch ist die Frage der Zugehörigkeit nicht immer eindeutig zu beantworten, vor allem dort, wo mehrere Bauphasen am gleichen Platz aufeinanderfolgen.

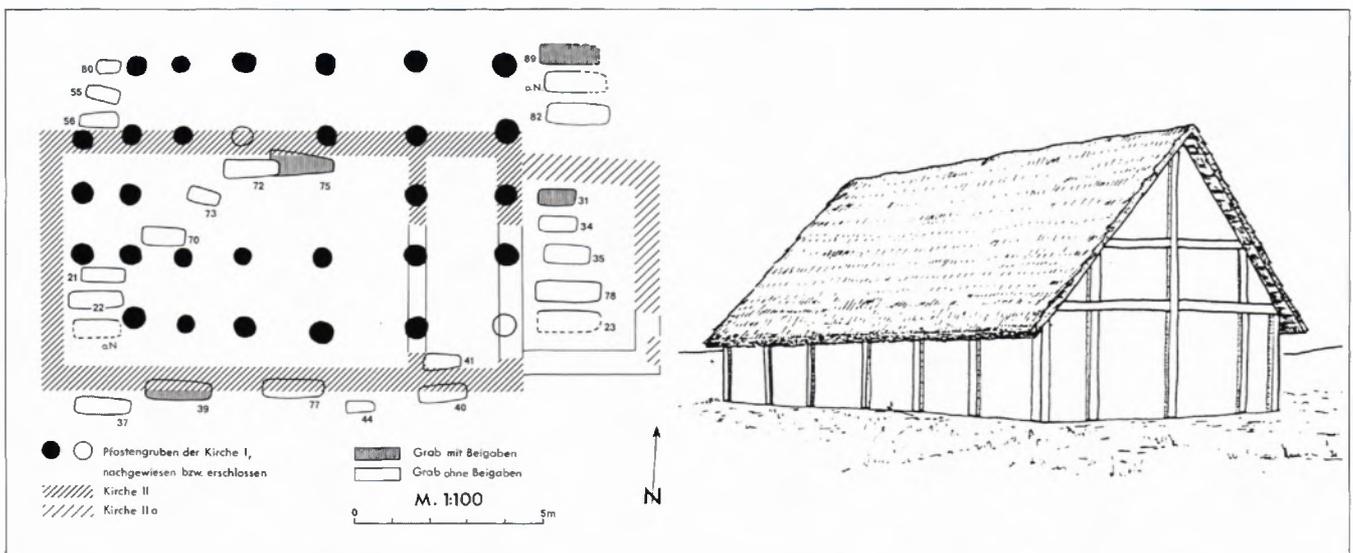
Dabei können auch ältere Spuren beseitigt worden sein, und gerade bei leichten, nicht sonderlich tief fundamentierten Holzkonstruktionen ist mit Verlusten zu rechnen. Frühe Holzkirchen sind deshalb oft nur in lückenhaften Grundrissen überliefert, in manchen Fällen vielleicht auch gar nicht bekanntgeworden. Auch muß man damit rechnen, daß bei älteren Grabungen mehr auf die Steinfundamente als auf Pfosten Spuren geachtet wurde, und bis in unsere Zeit ist es oft aus verschiedensten Gründen nicht

möglich, einen Kirchenraum im Ganzen zu untersuchen und die Ausgrabung eventuell noch auf Außenbereiche auszudehnen, um so einen vollständigen Abriss der Baugeschichte zu gewinnen.

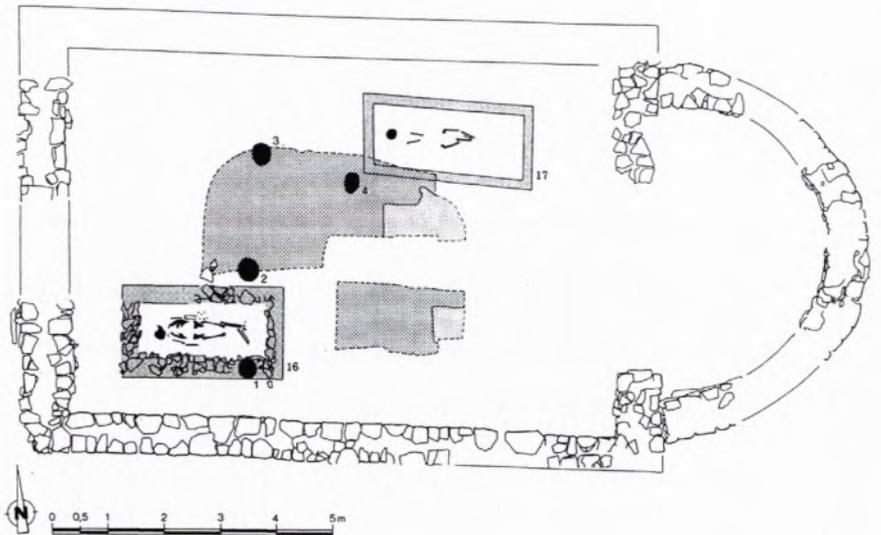
Tatsächlich gibt es bisher nur in Brenz (Kr. Heidenheim) einen annähernd lückenlosen Pfostenplan einer Holzkirche des früheren 7. Jahrhunderts, der deshalb schon verschiedentlich zur Ergänzung und Rekonstruktion weniger gut erhaltener Baubefunde herangezogen wurde (Abb. 6 u. 7). Gleichzeitig bietet Brenz ein gutes Beispiel für die Abfolge verschiedener Kirchenbauten an gleicher Stelle, was zwar keine nennenswerten Zerstörungen bewirkt hat, aber doch die Zuweisung der hier angetroffenen Gräber schwierig macht. Wie der Plan zeigt, handelt es sich in Brenz um einen aus vier Pfostenreihen gebildeten

■ 6 Brenz, Kr. Heidenheim, „St. Gallus“. Der älteste Pfostenbau und zwei zeitlich folgende Steinbauten mit zugehörigen Gräbern. Nach H. Dannheimer (B. Cichy), Fundber. Schwaben N.F. 19, 1971, 299, Abb. 1.

■ 7 Rekonstruktion einer Holzkirche vom „Typ Brenz“ (Aschheim, Kr. München). Nach H. Dannheimer, Auf den Spuren der Bajuwaren (Pfaffenhofen 1987) S. 125, Abb. 84.



■ 8 Dunningen, Kr. Rottweil, „St. Martin“. Pfostenlöcher einer Holzkirche, Fundament einer Steinkirche, Gräber. Planzeichnung: Archiv LDA, Freiburg.



Rechteckbau von 12,5 x 9,2 m Größe; verglichen mit den jüngeren Steinkirchen des 7. und beginnenden 8. Jahrhunderts fehlt ein Chor in Form einer halbrunden oder rechteckigen Apsis (wie sie in Brenz der jüngere Steinbau aufweist). Dafür ist im Ostteil des Kirchenschiffes ein knapp 3 m tiefer Querraum abgeteilt, für den es ebenfalls in spätrömischer Zeit gute Vorbilder gibt, und der als Chorraum anzusprechen ist.

Auch für die Innenausstattung lieferte der archäologische Befund einige Anhaltspunkte. Demnach waren die aus Flechtwerk mit glattem Lehmverstrich bestehenden Wände mit einer dünnen Kalkschlänne überzogen, auf der sich „die geringen, aber deutlich erkennbaren Spuren einer linearen Malerei in Rot, Gelb, Weiß und Schwarz fanden“ wie der Ausgräber B. Cichy vor Ort feststellen konnte. Der sehr unebene Fußboden bestand aus gestampftem Lehm, Spuren eines Altars fanden sich nicht.

Nach dem Grundrißschema der Kirche in Brenz ist offenbar auch ein früher Holzbau in Dunningen (Kr. Rottweil) erbaut worden, von dem aber nur wenige Pfostengruben nachgewiesen sind (Abb. 8). Dafür erlaubt es aber der Befund, eine andere Frage zu diskutieren, und zwar die nach dem jeweiligen Anlaß einer Kirchen Gründung, der ja von Fall zu Fall verschieden sein kann. Die Frage ist, ob man im frühen Mittelalter Kirchen auch am Platz älterer Ortsfriedhöfe errichtet hat, also Bauten im Sinne der spätrömischen Friedhofskirchen (Coemeterialkirchen)?

Der Gedanke liegt vor allem bei den Steinkirchen nahe, die ältere Gräber überschneiden. Dabei bleibt aber meist die Frage offen, ob es an glei-

cher Stelle nicht doch eine frühere Holzkirche gegeben hat, die archäologisch nicht erfaßt wurde, und zu der vorhandene ältere Gräber gehören könnten. In Dunningen nun liegen zwei Gräber aus der Zeit um 600 und aus dem beginnenden 7. Jahrhundert (Abb. 9) so unter der Holzkirche, daß diese als jünger angesehen werden muß. Es gab also hier schon Bestattungen vor dem Kirchenbau, aber offenbar nur wenige mit kostbaren Beigaben, so daß es sich jedenfalls um den Bestattungplatz einer hochgestellten Familie, nicht um den Ausschnitt eines Ortsfriedhofs handelt. Der wenig später über diesen Gräbern errichtete Sakralbau ist demnach als Kirche eines Adelshofs anzusprechen, die zwar auch später noch vereinzelt für Bestattungen genutzt wurde, aber nicht als „Coemeterialkirche“ im oben genannten Sinne gelten darf. Anlaß für die Kirchengründung waren demnach nicht allein die hier schon vorhandenen Gräber, sondern das „eigenkirchliche“ Interesse des hier lebenden adligen Grundherrn, was eine zumindest teilweise Nutzung des Kirchenraums für die Familiengrablage durchaus mit einschloß. Es ist aber in der ganzen südwestdeutschen Alamannia bisher kein Fall bekannt, wo ein früher schon angelegter größerer Ortsfriedhof den Bau einer Kirche im „Außenbereich“ verursacht hätte, so daß man davon ausgehen muß, daß es Friedhofskirchen im eigentlichen Sinne nicht gegeben hat. Anders zu beurteilen sind kleine kapellenartige Holzbauten auf oder bei Bestattungsplätzen wie etwa in Dürbheim, Kr. Tuttlingen (Abb. 10). Sie stehen eher in der Tradition spätantiker Memorialbauten, die vor allem zum Gedächtnis an einzelne Verstorbene errichtet worden sind. Ob Holzbauten dieser Art auch gottesdienstlichen Zwecken gedient haben, ist nicht be-



■ 9 Dunningen, Kr. Rottweil, „St. Martin“. Schmuck aus Frauengrab 16: Bügelfibel aus Silber, Scheibefibel mit Filigrandekor aus Gold mit Steinbesatz (Anfang 7. Jh.). Dm. der Scheibefibel 5,2 cm. Photo: LDA, Freiburg.

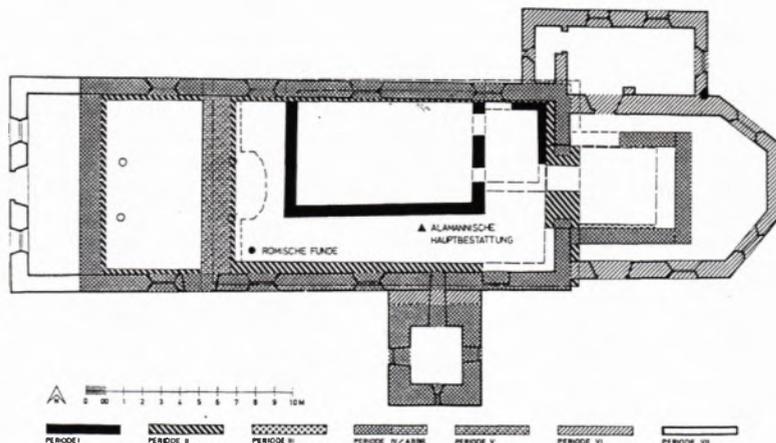
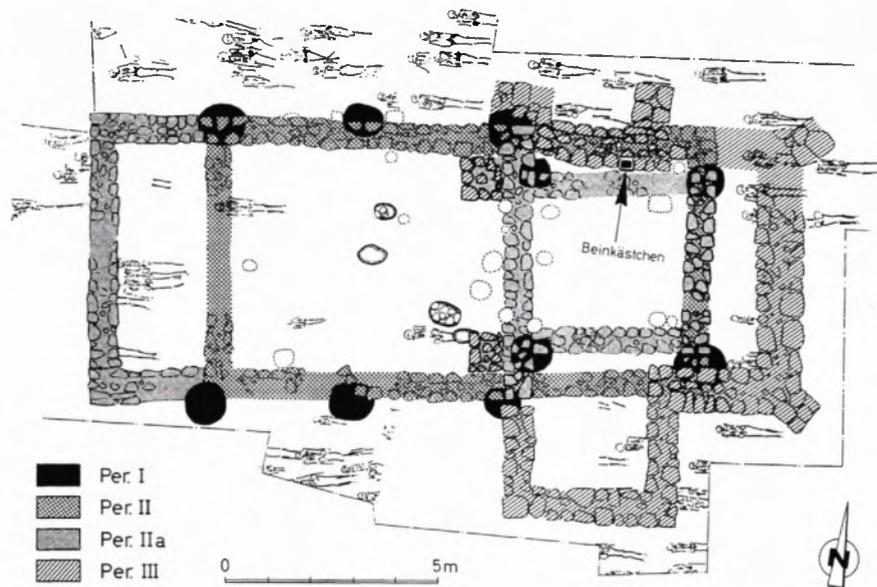
kannt, wenn ja, kommt bei ihrer geringen Größe jedenfalls nur ein kleiner, familiärer Teilnehmerkreis in Betracht.

Während des ganzen 7. und 8. Jahrhunderts, auch noch später, waren hölzerne Kirchen in Benutzung. Auch Neubauten aus Holz wurden noch lange nach Entstehung der ersten Steinkirchen errichtet. Es gab also keine rasche Ablösung, sondern ein langes Nebeneinander der beiden Bauformen, wobei weder erhebliche Größenunterschiede noch abweichende Grundrisslösungen festzustellen sind. So findet sich der einfache Rechteckraum mit abgeschranktem Chorbereich, wie er in Brenz (Abb. 6) vorliegt, auch bei der ersten Klosterkirche von Schuttern und in anderen Fällen. Auch die scheinbare „Dreischiffigkeit“ hölzerner Kirchen wie Brenz, die sich bei Steinbauten nicht wiederholt, dürfte eher konstruktiv bedingt sein, als eine Unterteilung des Innenraums bezweckt haben. Späte

Holzbauten des 8. Jahrhunderts wie in der Wüstung Zimmern, Gem. Gemmingen (früher Stebbach, Kr. Heilbronn), zeigen den von Steinkirchen gewohnten eingezogenen Rechteckchor (Abb. 11). Lediglich halbrunde Apsiden sind im Holzkirchenbau offenbar nicht ausgeführt worden.

Schwachpunkte der Holzbauweise waren die Anfälligkeit für Reparaturen, die vergleichsweise geringe Lebensdauer, vor allem aber die Gefährdung durch Feuer, und tatsächlich gibt es Hinweise auf Kirchen, die durch einen Brand zugrunde gegangen sind. Allein schon deshalb gehört die Zukunft dem Steinbau, und diese allgemeine Tendenz lässt sich auch an Beispielen wie Brenz (Abb. 6) oder Zimmern (Abb. 11) sehr gut illustrieren.

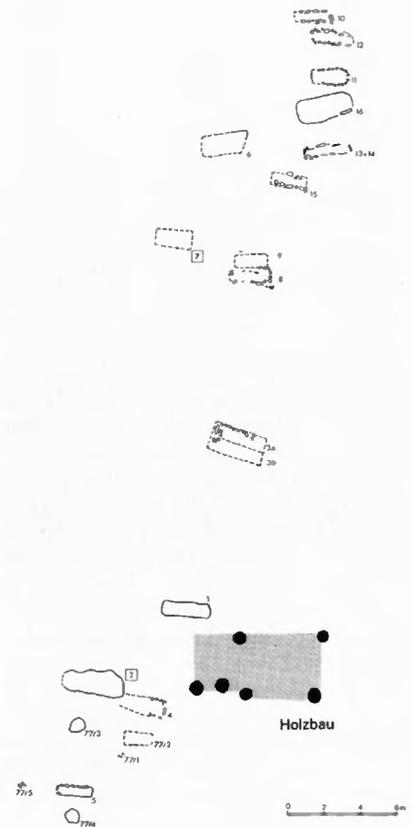
Ersten Holzkirchen folgen stets jüngere Neubauten in Stein, nie jedoch umgekehrt. Dabei lässt sich nach den



■ 10 Dürbheim, Gewann „Häuslesrain“. Gräbergruppe der späten Merowingerzeit mit kleinem Holzbau (Grabkapelle, Memoria?) neben Adelsgrab 2 (vgl. Abb. 18). Plan: Archiv LDA, Freiburg.

■ 11 Wüstung Zimmern. Holzkirche und folgende mehrphasige Steinkirche, ein Beleg für späten Holzkirchenbau. Nach G. Fehring, Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht. In: Vorträge u. Forschungen 22 (Sigmaringen 1997) 572 Abb. 10.

■ 12 Kirchdorf, Gem. Brigachtal, „St. Martin“. Steinkirche mit frühmittelalterlichen Gräbern (7. Jh.). Nach H. Eckert u.a., St. Martin in Kirchdorf (Kirchdorf 1991) 5 Abb. 2.



■ 13 Ennabeuren, Gem. Heroldstatt, Alb-Donau-Kreis. Kleines Tragreliquiar aus dem Altar der Pfarrkirche (ca. 700 n.Chr.). Höhe: 8,9 cm. Nach R. Christlein, *Die Alamannen* (Stuttgart 1978) Taf. 22.

Fundamenten allerdings nicht immer entscheiden, ob der ganze Bau in Stein ausgeführt war, oder ob wir es mit einer Fachwerkkonstruktion auf Steinsockel zu tun haben, die es in der Frühzeit wohl an manchen Orten gegeben hat.

Die ersten Steinkirchen im rechtsrheinischen Gebiet entstehen nur wenig später als die frühesten Holzbauten. Ein gutes Beispiel dafür bietet der leider nicht ganz vollständige Befund von Schleitheim, Kt. Schaffhausen, der durch beigabeführende Gräber etwa ins 2. Viertel des 7. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Da die Tradition des gemörtelten Steinbaus in diesem Gebiet mit der Einwanderung der Alamannen abgebrochen war, stellt sich allerdings die Frage, wer diese Bauten aufgeführt hat. Geschulte einheimische Kräfte standen jedenfalls nicht zur Verfügung. Selbst in einer Stadt wie Trier mußte im 6. Jahrhundert ein Bischof (Nicetius) Handwerker aus Italien anwerben, um Baumaßnahmen an den Kirchen seines Bischofsitzes durchführen zu können. Wieviel mehr war man in der Alamannia Südwestdeutschlands auf auswärtige Fachleute angewiesen! Der Blick richtet sich auch hier nach Süden, zunächst allerdings nicht bis Italien, sondern in die Gebiete links des Rheins, wo sich unter der romanischen Bevölkerung das Bau- und Steinmetzgewerbe, wenn auch sicher in bescheidenem Rahmen, erhalten hatte. Dafür zeugen nicht nur die eingangs schon genannten Kastellkirchen des 4. und 5. Jahrhunderts am Hochrhein. In Straßburg etwa ließ Bischof Arbogast im 6. Jahrhundert Ziegel brennen und mit seinem Namen stempeln, was auf umfangreiche kirchliche und wohl auch profane Bautätigkeit in dieser Zeit hinweist. Es waren also mit großer Wahrscheinlichkeit kleine Gruppen von Handwerkern aus den ehemaligen spätrömischen Grenzgebieten, die für den Bau von Steinkirchen angeworben wurden, eventuell auch für die Anlage mörtelverputzter Gräber, die vor allem in und bei Kirchen des späten 7. Jahrhunderts bekannt geworden sind. Dies war auch, so jedenfalls in archäologischer Sicht, eine Zeit verstärkten Kirchenbaus, wenn man auch nicht übersehen darf, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts vielfach noch die schwer zu entdeckenden Holzkirchen errichtet worden sind, wofür es vor allem in der Nordschweiz gute Beispiele gibt.



Man könnte in der ausgehenden Merowingerzeit geradezu von einer Welle kirchlicher Neugründungen sprechen, wobei es sich bei den bekanntesten Beispielen überwiegend um Kirchen adliger Familien handeln dürfte, die vor allem dem Gründer, aber auch seinen nächsten Angehörigen als Bestattungsort „ad sanctos“, also bei den Heiligen bzw. ihren im Alter eingeschlossenen Reliquien dienten. St. Martin in Kirchdorf (Schwarzwald-Baar-Kreis) (Abb. 12), St. Dionysius in Dettingen (Kr. Tübingen), St. Peter in Lahr-Burgheim (Ortenaukreis), die ersten Steinbauten von St. Martin in Dunningen (Kr. Rottweil) (Abb. 8) und St. Gallus in Brenz (Abb. 6), wahrscheinlich auch die schon verschiedentlich genannte Klosterkirche in Schuttern gehören in diese Zeit. Somit liegen alle denkbaren Grundrisslösungen vor, Saalkirche mit abgesetztem Rechteckchor, mit Halbrundchor oder mit in den Bau einbezogenem, abgeschranktem Chorbereich.

Soweit als Steinbau ausgeführt, ist beidseitiger Verputz der Mauer anzunehmen. Die Dächer waren, wie bei den Holzkirchen, wohl mit Schindeln gedeckt, für die Verwendung von Ziegeln gibt es im rechtsrheinischen Gebiet bisher keine Anhaltspunkte. Auch über die Innenausstattung dieser Kirchen ist nur wenig bekannt. In Kirchheim unter Teck (Kr. Esslingen)

gehört zum ältesten, wenn auch nicht genauer datierbaren Steinbau ein Mörtelstrich. Ein vergleichbarer Boden wurde in Lahr-Burgheim festgestellt, wo der Ausgräber zudem auf Grund der geringen Fundamentstärke flache Holzdecken über Schiff und niedrigerem Chor erschließt. Auf den getünchten Innenwänden waren vermutlich farbige Dekorationen angebracht, doch gibt es Belege dafür erst aus jüngeren Bauten karolingischer Zeit (Höllstein, Kr. Lörrach). Fensterverglasung ist bisher nirgends nachgewiesen, auch wissen wir nichts über das Aussehen von Chorschranken und Altären (Altarsockel in Schuttern und Gruibingen, Kr. Göppingen, Datierung unsicher). Im Gründungsbau von St. Dionysius (St. Vitalis I) in Esslingen, durch Grabfunde ins 8. Jahrhundert datiert, ist das bisher einzige Beispiel eines Reliquiengrabes im Inneren Alamanniens entdeckt worden, in Form einer innen verputzten und getünchten Grabkammer mit dachförmigem Sandsteindeckel, darin eine für solche Anlagen typische verschließbare Öffnung. Das „Grab“ war leer, offensichtlich hat man die hier eingebrachten Reliquien beim Bau einer jüngeren Kirche transferiert.

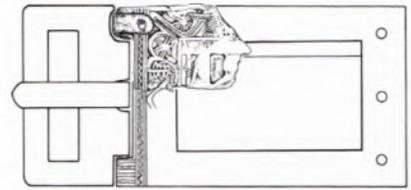
Ein weiteres seltenes Zeugnis für einen merowingerzeitlichen Reliquienbehälter bietet ein mit modelverzieren Bronzeblechen beschlagenes bur-

senförmiges Kästchen aus Lindenholz mit seitlichen Tragösen, das in der Kirche von Ennabeuren (Alb-Donau-Kreis) aufbewahrt wird (Abb. 13). Ursprünglich im Besitz eines Klerikers (Tragösen!), wurde es wohl schon früh Teil einer Kirchengestaltung, vielleicht sogar am Ort seiner glücklichen Erhaltung. Ein singuläres Holzbrettchen mit eingeritzter Engelsdarstellung aus einem Grab in Pählheim (Ostalbkreis) (Abb. 14) könnte ebenfalls zu einem Reliquienkästchen gehört haben.

Auch zu den Geistlichen, die den Gottesdienst in den kleinen Kirchen Inneralamanniens abhielten, ob nun vom Bischof eingesetzt oder von adligen Kirchenherren ins Land geholt, kann die Archäologie in Einzelfällen Auskunft geben, und zwar auf Grund von Gräbern mit charakteristischen Funden. So kennen wir aus der Martinskirche in Pfullingen (Kr. Reutlingen) das Fragment einer mit christlichen Motiven verzierten Reliquiarschnalle aus Hirschgeweih (Abb. 15), allerdings nicht mehr im ursprünglichen Grabzusammenhang gefunden. Dagegen wurde ein intaktes Grab mit einer Schnalle aus gleichem Material in der ebenfalls dem heiligen Martin von Tours gewidmeten Kirche von Gruibingen angetroffen, etwa im Altarbereich eines mutmaßlichen hölzernen Vorgängerbaus. Zum Grabinventar gehörte neben der Schnalle noch ein großes breites Messer, das nach guten Beispielen in anderen Regionen zum Schreibbesteck eines Geistlichen gehört hat. Die „beinernen“ Schnallen weisen auf eine Her-

kunft ihrer Träger aus dem burgundischen Raum. Zumindest in Gruibingen ist gesichert, auch nach der Lage des Grabes, daß es sich tatsächlich um einen Kleriker handelt, dem das Recht auf Bestattung im Inneren der Kirche, an besonders hervorgehobener Stelle (Altarbereich), zustand.

Neben den Geistlichen wurden aber in und bei Kirchen auch andere Personen bestattet, Laien in kirchlicher Sicht, was nach kanonischem Recht eigentlich gar nicht zulässig war. In einem Capitulare Karls d. Großen wird dieses Privileg tatsächlich auch auf Personen geistlichen Standes beschränkt. Die Praxis aber sah anders aus. Schon die Gründung der vielen „Eigenkirchen“ des Adels, die außerhalb der bischöflichen Jurisdiktion blieben, zeigt deutlich, daß man es in der Merowingerzeit mit den Regeln nicht so genau nahm, daß es wichtiger war, alle Möglichkeiten zur Ausbreitung und Festigung des christlichen Glaubens zu nutzen, und daß man dabei der alamannischen Oberschicht, die sich mehrheitlich diesem Ziel verpflichtet wußte, dafür auch die notwendigen, weil der Sache dienenden Freiheiten einräumte. Nur kraft eines solchen Privilegs, eines stillschweigend zugestandenen Sonderrechts war es möglich, daß Angehörige ranghoher Familien, auch hierin königlichem Vorbild folgend, in Kirchen bestattet werden konnten. Und dies war ja auch ein ganz wesentliches Motiv für den adligen Gründer oder die Gründerin einer „Eigenkirche“: Mit der Gewißheit der verheißenen Auferstehung bei den Heiligen



■ 15 Pfullingen, Kr. Reutlingen, „St. Martin“. Fragment einer Reliquiarschnalle aus Hirschgeweih, vermutlich aus einem Klerikergrab des 7. Jh. Länge der rekonstruierten Schnalle ca. 16 cm. Nach D. Quast, Fundberichte aus Baden-Württemberg 19, 1994, 606 Abb. 12.



■ 14 Pählheim, Ostalbkreis, Gewann „Rennweg“. Aus einem Grab stammt dieses Fragment eines Kästchens aus Lindenholz mit eingeritzten Engelsgestalten (Michael und Gabriel?). Ursprünglich vielleicht Teil eines Reliquiars (2. Hälfte 7. Jh.). Höhe: 18 cm. Photo: LDA, Stuttgart.

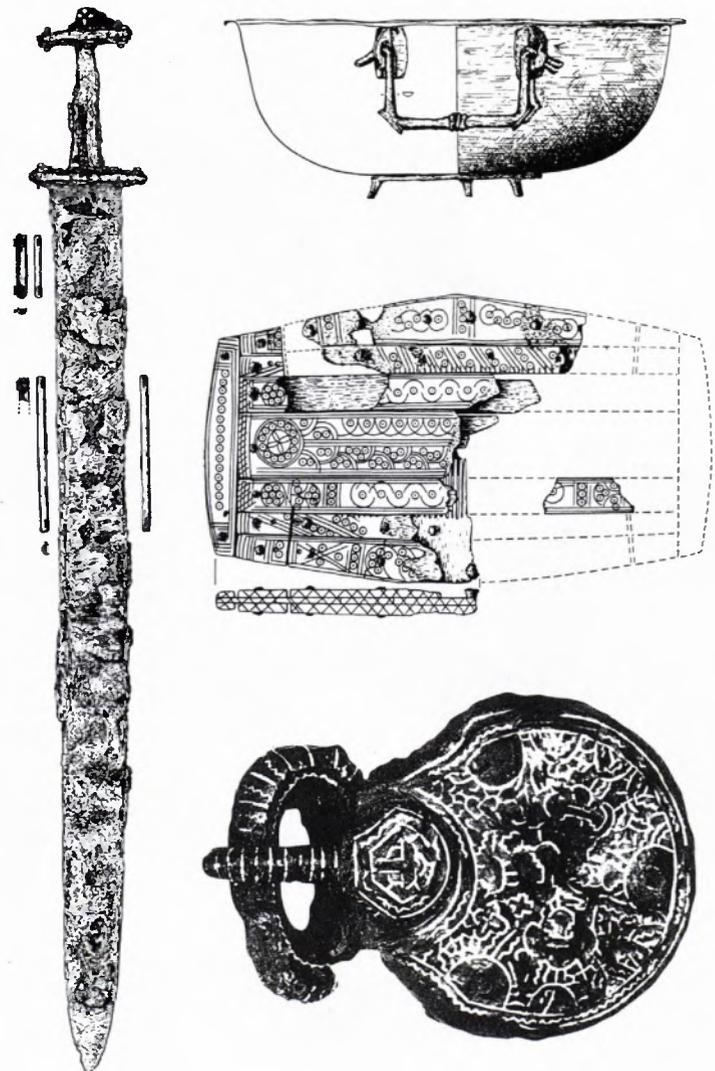


■ 16 Goldschmuck aus Kirchgräbern der Zeit um 700 n.Chr. Oben: Lahr-Burgheim „St. Peter“, Grab 10, goldene Vierpaßfibel mit silbernen „Perlen“. Mitte: Dettingen (Kr. Tübingen) „St. Dionysius“, Grab 2, goldener Fingerring mit römischer Gemme (Siegelring). Unten: Gruibingen (Kr. Göppingen) „St. Martin“, Grab 3. Zeichnungen: LDA, Freiburg, Tübingen, Stuttgart.

bzw. ihren Reliquien zu ruhen, die regelmäßigen Seelenmessen, die Jahrtage und damit auch das ewige Gedenken zu sichern, für sich selbst, die Angehörigen und die Nachkommen. Dafür stellte man den Platz für die Kirche zur Verfügung, übernahm die Kosten für Bau, Ausstattung, Unterhalt und Priesterbesoldung. Reiche Beigaben an Schmuck und Waffen, bis in die späte Merowingerzeit, auch nach dem Erlöschen der allgemein geübten Beigabensitte, unterstreichen diese rechtliche Sonderstellung. Nicht als Ausstattung für ein materiell gedachtes Jenseits dürfen wir die Fundstücke aus den „Kirchgräbern“ verstehen, sondern als Ausdruck der gesellschaftlichen Stellung, als Symbol für das eigene, auch im Tod gewährte Recht.

Trotz dieser besonderen Voraussetzungen und Bedingungen, die den für Kirchenbestattungen in Frage kommenden Personenkreis sehr eingeschränkten, zeigen keineswegs alle

bekanntgewordenen Grabinventare gleiches Niveau, auch dann nicht, wenn sie der gleichen Zeit angehören. Dies kann im Einzelfall unterschiedliche Gründe haben, zeigt aber doch die starke Differenzierung der als Kirchgründer auftretenden Schicht. Dabei wird für uns der hohe Rang einzelner Familien vor allem in der Qualität mitgegebener goldener Schmuckstücke ablesbar, so etwa in der Fibel von Lahr-Burgheim, im steinbesetzten Ohrring von Gruibingen oder dem Fingerring mit antiker Gemme aus Dettingen (Abb. 16). Unter den Männergräbern ist Kirchheim unter Teck (Abb. 17) hervorzuheben, das eine Spatha mit silbertauschierem Knauf, zugehörige reich dekorierte Gurtbeschläge aus vergoldeter Bronze, eine silbertauschierte Gürtelgarnitur, einen außergewöhnlichen Doppelkamm und ein Bronzebecken enthielt. Der hier in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts bestattete Mann ist allerdings nicht als gleichrangig mit dem Herrn von Dürbheim (Grab 2,



■ 17 Kirchheim unter Teck, Kr. Esslingen, „St. Martin“. Funde aus Grab 1 (Auswahl). Spatha mit silbertauschierem Knauf, entsprechend verzierte eiserne Gürtelschnalle, Doppelkamm in Futteral, Bronzeschüssel. Verschiedene Maßstäbe. Nach: R. Koch, Fundberichte aus Schwaben N.F. 19, 1971, 309 ff.

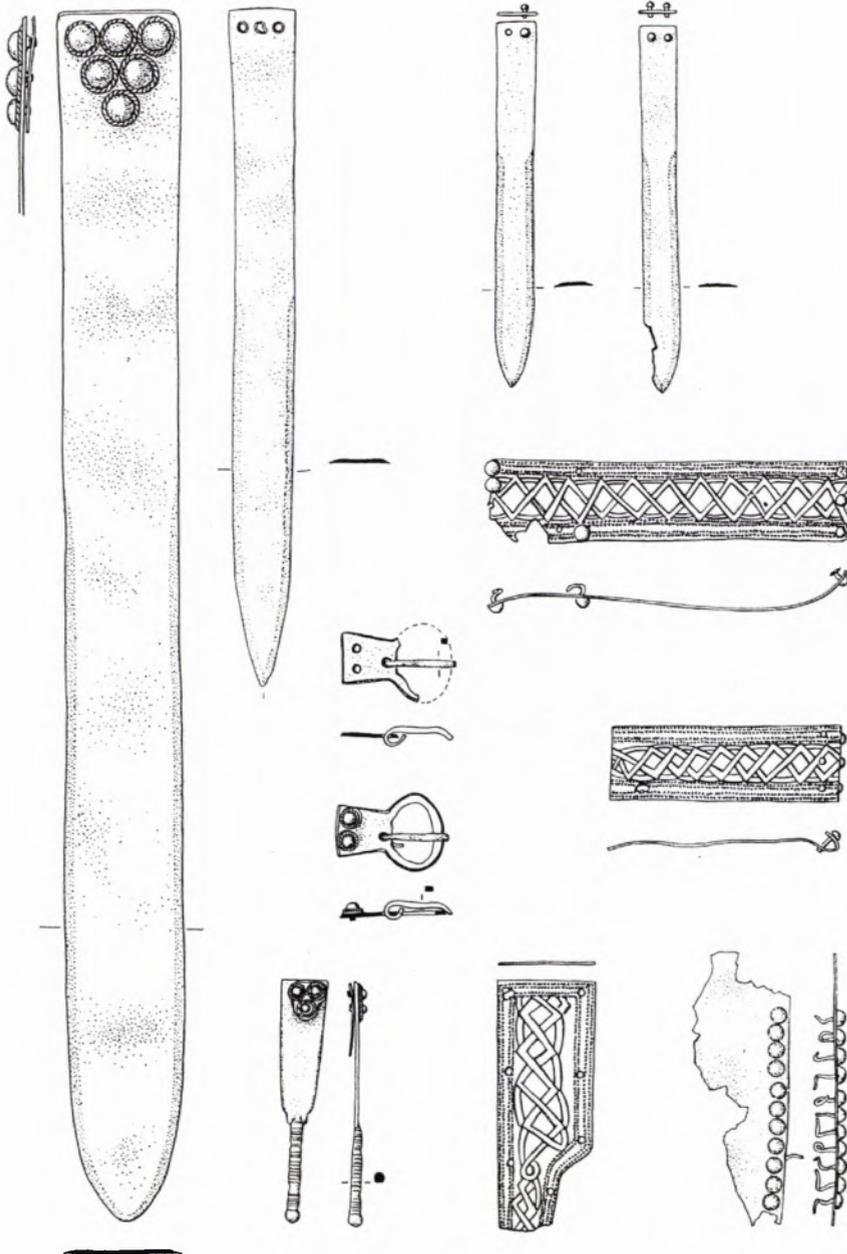


Abb. 10) anzusehen, der im frühen 8. Jahrhundert neben einem kleinen hölzernen Memorial(?)bau in goldbrokatbesetzter Kleidung, mit einer massiv silbernen Gürtelgarnitur, mit Kettenpanzer und silberbeschlagenem Sax (Abb. 18) beigesetzt worden ist. Auch die Verwendung von sorgfältig zugehauenen Steinsärgen nach linksrheinischem Vorbild gehört zu den Kriterien, die auf hochgestellte Personen der jüngeren Merowingerzeit schließen lassen. Solche Sarkophage, möglicherweise aus dem Elsaß oder Burgund importiert, wurden bisher ausschließlich in Kirchen gefunden (z.B. Lahr-Burgheim).

Holzkirchen seit dem ausgehenden 6. Jahrhundert, Steinkirchen nur wenig später und zugehörige, mit Beigaben versehene Bestattungen, faßbar bis etwa in die Mitte des 8. Jahrhunderts, zeigen uns einerseits die Ausbreitung des christlichen Glaubens und der kirchlichen Organisation im Inneren Alamanniens, machen aber auch deutlich, daß dies ein generationenlanger Prozeß war, der vor allem unter politischen Vorzeichen stand. War es doch ganz offensichtlich die alamannische Oberschicht, der grundherrliche Adel, der sich nach königlich-fränkischem Vorbild früh schon und allmählich auch mehrheit-

■ 18 Dürbheim, Kr. Tuttlingen, Gewann „Häuslesrain“, Männergrab 2, Fundauswahl: Teile einer „vierteiligen“ silbernen Gürtelgarnitur, Nieten der großen Riemenzunge mit Golddraht umlegt, flechtbandverzierte Silberbeschläge vom Sax, silberne Schnällchen und kleine Riemenzunge von der Wadengarnitur (Beinriemen). M. 1:2. Zeichnung: LDA, Freiburg.

lich zum Christentum bekannt hat. Es fand also eine, wenn auch nicht gewaltsame, Christianisierung von oben nach unten statt, und es erscheint deshalb nicht unverständlich, daß die Alamannen den irischen und angelsächsischen Glaubensboten noch im 7. und 8. Jahrhundert missionierungsbedürftig erschienen: erst diese waren es, die das politisch durchgesetzte, vielfach nur oberflächlich verstandene und rezipierte Christentum mit Glaubensinhalt erfüllten, durch ihre Predigten wie in ihrem persönlichen Vorbild. So sind auch sie – die erst spät kamen, und nicht die mit der Pfarrorganisation befaßten, von König und Herzog unterstützten Bischöfe – zu den „Aposteln Alamanniens“ geworden.

Literatur:

- H.W. Böhme, Adel und Kirche bei den Alamannen der Merowingerzeit. *Germania* 74, 1966, 477–507.
 B. Cichy, Die Kirche von Brenz (Gundelfingen 1996).
 H. Dannheimer, Aschheim im frühen Mittelalter. Teil 1 (München 1988).
 G. Fingerlin, Merowingerzeitliche Adelsgräber in der Peterskirche von Lahr-Burgheim. *Archäologische Nachrichten aus Baden* 35, 1985, 23–35.
 W. Hübener, Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters (Bühl 1975).
 W. Müller, Archäologische Zeugnisse zum frühen Christentum zwischen Taunus und Alpenkamm. *Helvetica Archaeologica* 17, 65/66, 1986, 3–77.
 W. Müller u. M. Knaut, Heiden und Christen. Archäologische Funde zum frühen Christentum in Südwestdeutschland (Stuttgart 1987).
 D. Quast, Die merowingerzeitlichen Funde aus der Martinskirche in Pfullingen, Kreis Reutlingen. *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 19, 1994, 591–650.
 A. Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. *Ausgrabungen-Schriftquellen-St. Galler Klosterplan* (Sigmaringen 1988).

Prof. Dr. Gerhard Fingerlin
 LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Marienstraße 10 a
 79098 Freiburg/Breisgau

Zur Restaurierung der Funde aus dem „Fürstengrab“ von Gammertingen

Ellen Riemer / Peter Heinrich



■ 1 Der Einsatz des Soliton-Lasers bei der Pressekonferenz im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Photo: Horst Rudel, Stuttgart.

Das „Fürstengrab“

Für die vom 14. Juni bis 14. September 1997 im SüdwestLB Forum in Stuttgart stattfindende Landesausstellung „Die Alamannen“ wird das bedeutende „Fürstengrab“ von Gammertingen in den Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart restauriert. Das Grab befindet sich seit seiner Auffindung in den Fürstlich-Hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen und wird in Stuttgart erstmals außerhalb seines Aufbewahrungsortes gezeigt. Der folgende Bericht soll die Probleme der Restaurierung der in der Vergangenheit unterschiedlich restauratorisch behandelten Fundstücke zeigen. „Fürstengrab“ und das dazugehörige Gräberfeld werden von Prof. F. Stein (Universität Saarbrücken) zur Publikation vorbereitet. Daher geht dem Restaurierungsbericht, der einen Zwischenstand über die noch nicht abgeschlossenen Arbeiten wiedergibt, nur ein kurzer archäologischer Beitrag voraus.

Gammertingen, Kr. Sigmaringen, liegt an der Lauchert in einer großen siedlungs- und verkehrsgünstig gelegenen Mulde auf der Schwäbischen Alb am Schnittpunkt zweier wichtiger

Albüergänge. Der eine Weg führt dabei vom Albvorland bei Reutlingen über das Lauchert- ins Donautal, der andere von Hechingen ins Lauchertal. Diese beiden Albübergänge haben ihre Bedeutung bis in die heutige Zeit als Verbindung zwischen Albvorland und Oberschwaben behalten. Die geographisch günstige Lage hat seit der Vorgeschichte zur dichten Besiedlung der Tallandschaft um Gammertingen beigetragen. Für die Frühgeschichte hat Gammertingen aber durch die Entdeckung des „Fürstengrabes“ eine eigene Bedeutung.

Seit 1884 wurden beim Hausbau im Ostteil des heutigen Ortes Gammertingen immer wieder alamannische Gräber gefunden. Insgesamt kann man von einem Friedhof mit ca. 300 bis 350 Bestattungen ausgehen, der ab der 2. Hälfte des 5. bis zum Beginn des 8. Jahrhunderts belegt wurde. Die zum Gräberfeld gehörende Siedlung ist nicht entdeckt worden; sie wurde wohl im Mittelalter überbaut.

Im Dezember 1902 wurde 2,5 m unter der heutigen Oberfläche eine 2 m breite und 4 m lange Holzgrabkammer aufgedeckt, die z. T. in den anstehenden Jurakalk eingetieft war. Die

Grabkammer war seitlich und von oben zusätzlich durch eine Steinpackung geschützt. Leider wurde das um 570 n.Chr. angelegte Grab eines ca. 55jährigen Mannes nur unsachgemäß durch den Ausgräber J. Dorn gehoben. Dorn verkaufte das Grabinventar für 1500 Mark an die Fürstlich-Hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen, wo das Grab noch heute aufbewahrt wird. Bereits 1905 publizierte J. W. Groebbels, der damalige Direktor der Bibliothek und Leiter der Fürstlich-Hohenzollernschen Sammlungen, das Grab und seine Beigaben sowie sechs weitere Gräber und eine Pferdebestattung. Dabei handelt es sich aber sicher nur um einen kleinen Teil der von Dorn bis zu diesem Zeitpunkt freigelegten Gräber. 1937 erstellte A. Rieth nach Angaben Dorns, die dieser aus dem Gedächtnis niederschrieb und die im Buch von Groebbels nicht genannt sind, einen Grabplan (Abb. 2). Daher sind einige Unstimmigkeiten zu erklären. Die Aufzeichnungen Dorns, die im „Alten Schloß“ in Stuttgart aufbewahrt wurden, sind durch Kriegseinwirkung zerstört worden. So bleiben nur die Aufzeichnungen Groebbels, der sich in seinem Buch auf den Originalbericht Dorns stützte.

Das „Fürstengrab“ von 1902 enthielt ein ungewöhnlich reiches Inventar. Dem Toten wurde neben einer vollständigen Waffenausstattung – bestehend aus damaszierter Spatha mit besonders breiter Klinge, Sax, Schaftlochaxt, Ango, Lanze mit beidseitig eingepunzter Dreiecksverzierung, Schild und einem heute vergangenen Köcher mit 12 Pfeilen – ein Spangenhelm vom Typ Baldenheim und ein kurzärmeliges eisernes Kettenhemd beigegeben. Die beiden letztgenannten Beigaben weisen auf den sehr hohen Rang des Verstorbenen zu Lebzeiten hin.

Der aus Kupfer- und Eisenplatten sowie Kupferspangen gefertigte Helm mit ledernem Innenfutter war vergolddet und figürlich verziert. Der Helm wurde im oströmischen Reich, wahrscheinlich in Byzanz selbst, hergestellt. Abnutzungsspuren und Hiebellen zeigen, daß er längere Zeit getragen wurde. Da diese byzantinischen Offiziershelme kein Handelsgut waren, ist es wahrscheinlich, daß der Helm als Auszeichnung für die Beteiligung an einem Kriegszug im byzantinischen Heer, als Gastgeschenk oder auch als Beutegut in den Besitz des Gammertingers kam. Auch ein Erbstück ist nicht auszuschließen, da der Helm erst ein halbes Jahrhundert später als sonst für solche Helme üblich in den Boden gelangte. Helme (vom Baldenheimer Typ), von denen bisher nur 32 Exemplare in einem Gebiet von Nordafrika bis nach Gotland, von Frankreich bis an die bulgarische Donau bekannt geworden sind, wurden bisher nur in überdurchschnittlich reichen Männergräbern gefunden.

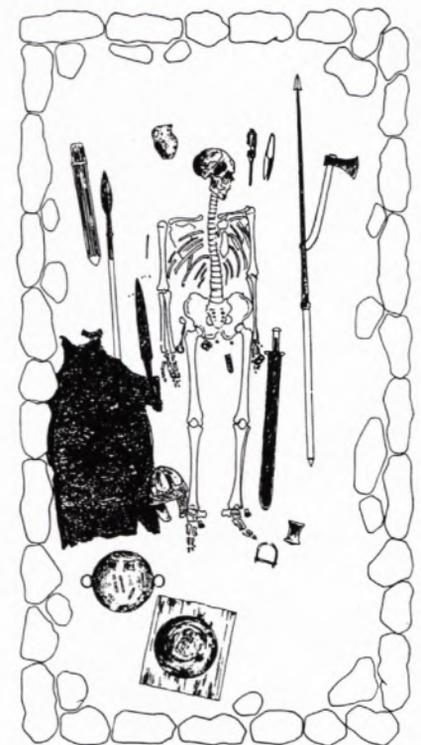
Der ursprünglich aus ca. 45 000 eisernen Einzelringen gefertigte Kettenpanzer ist in seinem Erhaltungszustand einzigartig; nur im rheinhesischen Planig wurden 1939 weitere Reste eines solchen Kettenpanzers entdeckt, die aber stark verrostet und zusammengebacken waren. Auch das Kettenhemd dürfte aus dem byzantinischen Raum stammen, wie eine zeitgenössische Schriftquelle, das möglicherweise vom oströmischen Kaiser Mauricius Tiberius selbst um 600 n. Chr. verfaßte „Strategicon“, vermuten läßt. Danach gehörten solche Kettenpanzer ebenfalls zur Ausrüstung eines byzantinischen Offiziers. Der Panzer lag nach dem von Rieth erstellten Grabplan neben dem Toten über den Schild ausgebreitet.

Von den 12 im Grab gefundenen Pfeilspitzen weisen die dreiflügeligen ebenfalls in den mediterran-byzantinischen Bereich. Neben sieben blattförmigen Pfeilspitzen mit Tülle lagen eine dreiflügelige Spitze mit Tülle, zwei dreiflügelige mit Dorn sowie

zwei weitere dreiflügelige Spitzen ohne Schäftung. Während die dreiflügeligen Pfeilspitzen bisher immer als Zeichen eines awarischen Einflusses angesehen wurden, konnte U. von Freeden nachweisen, daß sie bereits vor 568 n. Chr., als die Awaren Pannonien besetzten, zum spätrömisch-byzantinischen Waffenrepertoire gehörten. Aufgrund der Zeitstellung des Gammertinger Grabes sowie eines formalen Vergleiches mit frühawarischen Pfeilspitzen ist eine mediterrane Herkunft der dreiflügeligen Pfeilspitzen wahrscheinlich. Die einzige Ausnahme bildet das Stück mit Tüllenschäftung. Diese für dreiflügelige Pfeilspitzen seltene Befestigungsart deutet auf eine lokale Herstellung im süddeutschen Raum hin, da sonst die Befestigung mittels Dorn üblich ist. Die Häufung byzantinischer Waffen läßt vermuten, daß der Gammertinger gute Kontakte zum mediterranen Raum hatte und möglicherweise selbst im byzantinischen Heer gedient hatte. Ein Bogen hat sich nicht erhalten; es dürfte sich aber, wie Vergleichsfunde etwa aus Oberflacht zeigen, um einen aus Eibenholz gefertigten gehandelt haben. Ob es eine Kriegs- oder eine Jagdwaffe war, läßt sich dabei nicht entscheiden.

Der im Grab gefundene Breitsax hebt sich nicht nur durch seinen besseren Erhaltungszustand, sondern auch durch seine späte Zeitstellung ins 7. Jahrhundert von den übrigen Beigaben ab. Es ist nicht auszuschließen, daß der Ausgräber Dorn vor dem Verkauf einen zeitlich ins Grab passenden, schlechter erhaltenen Schmalsax, durch den sehr viel besser erhaltenen Breitsax ersetzte.

Der hohe Rang des Verstorbenen wird durch die weiteren Beigaben gestützt. Neben den Waffen stammten eine massiv eiserne Schilddornschnalle mit dicker Goldblechplattierung sowie zwei ebenfalls goldplattierte runde Niete aus dem Grab. Das Goldgewicht der Schnalle beträgt mindestens 25 g und entspricht damit ca. 5 1/2 solidi. Für dieses Geld konnte man, nach dem „pactus leges alamanorum“, eine Stute mittlerer Qualität oder einen Stier kaufen (F. Stein). Von der Kleidung hat sich noch das Schuhschnallenpaar aus Goldblech erhalten. Mit einem Goldgewicht von 8 g entspricht es etwa 2 solidi. Daneben wurden noch eine silberne Ösennadel, ein silberner Sieblöffel, eine Schere und ein Beinkamm gefunden. Sieblöffel sind bisher nur aus Fraueninventaren bekannt, so daß zu fragen ist, ob der Löffel tatsächlich ins Grab gehört. Die im Fußbereich gefundene, angeblich im Bronzebecken gelegene Trense mit silberplattierten



■ 2 Grabplan des „Fürstengrabes“ von Gammertingen. Nach Rieth 1937.

Knebeln und das vergoldete und versilberte Pferdegeschirr deuten darauf hin, daß der Verstorbene zu Lebzeiten beritten war. Das Grab enthielt auch eine reiche Geschirrausstattung. Neben einem tönernen Kleeblattkrug und einem gläsernen Sturzbecher, der wohl aus belgischen Glaswerkstätten stammt, enthielt das Grab noch zwei Bronzegefäße, einen „Gotlandkessel“ und ein zweihenkeliges Becken. Dabei wurde der Kessel, über den Kamm gestülpt, auf einem heute nicht mehr erhaltenen Holzbrett gefunden. Eigentlich würde man eher das Bronzebecken mit dem Kamm zusammenliegend vermuten, da es nach mediterranem Vorbild der Handwaschung gedient haben mag, während der Kessel eher als Speise- oder Trankbehälter anzusprechen ist. Vielleicht hat Dorn ja in seinen späteren Aufzeichnungen für Rieth beide Gefäße verwechselt. Neben der reichen Geschirrausstattung aus Glas, Bronze und Keramik weisen die zwischen den Oberschenkeln des Mannes gefundenen Silberbeschläge auf ein heute vergangenes Holzgefäß hin.

Qualität, Wert und Anzahl der Beigaben des um 570 n.Chr. verstorbenen Mannes deuten darauf hin, daß der hier Bestattete Mitglied der obersten Führungsschicht der Alamannen gewesen sein dürfte. Im fränkischen Auftrag mag er die beiden eingangs erwähnten Albübergänge geschützt haben. Daß Gammertingen in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts die Grablage einer überregional bedeutenden Familie war, belegen auch die in unmittelbarer Nähe des Helmgrabes gefundenen reich ausgestatteten Gräber einer Frau und eines kleinen Mäd-

chens, bei denen es sich möglicherweise um Verwandte des Helmträgers handelt.

Ellen Riemer

Restaurierungsbericht

Wie schon eingangs erwähnt, fanden die Ausgrabung und Restaurierung des „Fürstengrabes“ von Gammertingen vor über 100 Jahren statt. Die Anforderungen an die Restaurierung haben sich, bedingt durch andere technische Möglichkeiten, grundlegend geändert; eine Entwicklung, die auch heutige Restaurierungstechnologien in einigen Jahren schon überholt erscheinen läßt.

Wichtig ist uns heute neben den konservatorisch notwendigen Vorgehensweisen die Sicherung von Spuren und Details, welche in ihrer Summierung eine Erweiterung der Aussage eines Exponats bringen.

Aus dem reichen Fundus des Gammertinger Grabes sollen einige herausragende Funde vorgestellt werden, wobei darauf hingewiesen wird, daß die Restaurierungsarbeiten noch im Gange sind und erst kurz vor Eröffnung der Alamannenausstellung ihren Abschluß finden werden. Mit Ausnahme der Goldschnalle, die fertig restauriert ist, können wir hier nur interessante Zwischenergebnisse vorlegen, welche technologische Details aufzeigen und die Arbeits- und Vorgehensweise der Restaurierung dokumentieren. Die nachfolgende Darstellung befaßt sich jedoch mit einer Restaurierung, die nicht auf Spurensuche aus ist, sondern versucht, größte Zerstörungen auszugleichen.

schnalle massiv deformiert und zerstört. Mit groben Zangen wurde die 0,2–0,3 mm dicke Goldblechschicht vom Eisenkern gerissen (Abb. 3). Diesen barbarischen Vorgang galt es ansatzweise auszugleichen. Die Goldblechteile waren weitgehend ohne ihre originale Konturierung und zusätzlich der plastischen Modellierung beraubt. Der eiserne Schnallendorn fehlte vollständig.

In der weiteren Vorgehensweise wurde ersichtlich, daß zur Problemlösung zuerst Simulationsmodelle erstellt werden mußten. Die einzelnen Goldblechfragmente wurden mit Silikonkautschuk abgeformt und im Anschluß galvanoplastische Kupferblechkopien in der originalen Blechstärke gefertigt. Das Medium der Galvanoplastik eignet sich auch vorzüglich für Rückformungsmethoden oder zur Wiedersichtbarmachung zerdrückter Reliefs. Vor längerer Zeit wurde dieses Verfahren auch bei der berühmten Goldscheibe von Pliezhausen (Kr. Reutlingen) demonstriert. Anhand der Galvanokopie konnte eine wesentliche Zunahme des plastischen Reliefs aufgezeigt werden. Zusätzlich wurde der restauratorische



■ 4 Die goldplattierte Eisenschnalle nach der Restaurierung.

■ 3 Die Eisenschnalle mit der abgerissenen Goldblechplattierung.

Durch Fremdeinwirkung wurde der goldene Blechüberzug der Gürtel-

Grundsatz, nicht mit Originalen zu experimentieren, berücksichtigt.

Im weiteren Verlauf der Wiederherstellung erfolgten die Fertigung eines Schnallendorns aus Kunstharz und ein Abguß (in Kunstharz) der originalen Eisenkernschnalle. Auf diese Grundmodelle konnten die Kupferblechgalvanoplastiken mit Holzstäbchen aufgedrückt und -modelliert werden. Der Probelauf war erfolgreich und das Wissen für die Vorgehensweise mit den Originalfragmenten vorgegeben. Die Grundmodelle aus Kunstharz dienten nun als Maßstab für die Aufmodellierung der originalen Goldbleche. In Segmentbereichen von Millimeter zu Millimeter konnten die Goldbleche, die durch die Beschädigungen eine große Ma-



■ 5 Röntgenphoto des Helms (Ansicht von oben).

■ 6 Der Helm von Gammertingen. Die Wangenklappen sind noch nicht montiert.



Maßgabe, daß die Fragmente problemlos wieder entfernbar waren, und die letzten Prozente der Anpassung dann bei der Aufbringung auf den originalen Kern zu erledigen sind. Dieses war dank der guten Vorarbeit möglich. Zur weiteren Stabilisierung erfolgte noch eine partielle Verklebung mit Kunstharz. Für Goldanalysen wurden zwei nicht mehr zuordenbare Kleinfragmente zurückgestellt. Aufgrund dieser in Grundzügen vorgestellten Restaurierung war es möglich, dem Original wieder einen Näherungswert zum alten Erscheinungsbild zu geben (Abb. 4).

Eine exceptionelles Fundstück ist der Helm des „Fürsten“ (Titelbild). Um Einblick in die inneren Strukturen des Helms und der Metalle zu gewinnen, wurden zunächst Röntgenaufnahmen angefertigt. Diese zeigen sehr aufschlußreiche und interessante Ergebnisse (Abb. 5 u. 6). Entgegen anderen vergleichbaren Helmen, ist das Gammertinger Stück fast nur aus Kupfer bzw. Kupferlegierung gefertigt. Exakte Materialanalysen und Bestimmungen in qualitativer Sicht stehen noch aus. Der Helm zeigt alte Abnutzungs- und Kampfspuren. Auffallenderweise fehlen jedoch Abdrücke von scharfkantigen Waffen wie z. B. Schwertern, Lanzen etc. Die Eindrücke müssen von rundgeformten bzw. abgerundeten Kriegsgewehren stammen, eine Fragestellung, der sich die Waffenspezialisten widmen sollten.

Der Gammertinger Helm weist eine technologische Besonderheit auf. Die gravierten und mit Punzen verzierten „Füllbleche“ zwischen den Spangen des Helms sind mit einer „Sandwich“-Metalldublierung ausgestattet. Die Kupferplatten sind von der Helminnenseite mit Eisenblech verstärkt. Doppellagige, durch Nietung verbundene Metallplatten sind flexibler und schwieriger zu zerstören als das entsprechend durchgängige Metall einer Materialstärke.

Der Helm war mit Leder und Fell oder mit einem mit der Fellseite nach innen getragenen Leder gefüttert; dieses diente als „Stoßdämpfer“ bzw. Kopfschutz. Größere Partien dieser organischen Reste sind im Gammertinger Helm noch erhalten. Die Frage, von welchen Tieren die Helmauskleidung stammt, muß noch durch Analysen bzw. Aufnahmen der Fellstruktur im Rasterelektronenmikroskop ge-

terialspannung aufwiesen, mit dünnen Holzstäbchen auf den Kunstharzdorn der Schnalle aufgepreßt werden. Schwieriger gestaltete sich die Goldblechverkleidung der Schnalle. Das

fragile originale Eisenteil durfte keinen großen mechanischen Beanspruchungen ausgesetzt werden. Deshalb erfolgte zuerst die Aufmodellierung auf den Kunstharzkern, aber mit der



klärt werden. Die beiden Wangenklappen des Helms sind leider früher elektrolytisch gereinigt worden, eine Methode, die heute wegen des großen Substanzverlustes nicht mehr angewandt wird. Im Moment ist nur festzustellen, daß sie ebenfalls aus Kupfer bzw. Kupferlegierung bestehen, und die äußere Formkante an den meisten Randpartien nicht mehr vorhanden ist. Einige kleinere organische Reste lassen darauf schließen, daß die Wangenklappen innen mit Leder abgepolstert waren, aber nicht die „Sandwichverstärkung“ mit Eisenblech wie die Füllbleche des Helmes hatten. Ein weiteres Konstruktionsmerkmal des Helmes ist das gepunzte

umlaufende Stirnband, das auch aus Kupfer gefertigt und von der Rückseite her mit Eisenblech hinterlegt und vernietet ist.

Der komplette Helm ist mit Vergoldung belegt. Dabei ist Feuervergoldung anzunehmen. Es müssen jedoch noch spektralanalytische Proben gewonnen werden, um den Nachweis vom für die Feuervergoldung notwendigen Quecksilber zu führen.

Das Gewicht des Helmes einschließlich der Wangenklappen beträgt jetzt noch 1554,5 g. zu Lebzeiten des „Fürsten“ dürfte das Gewicht des intakten



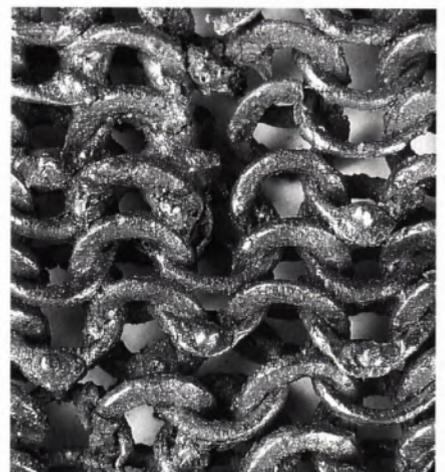
■ 8 Röntgenphoto des Kettenhemdes (Ausschnitt). Die dunklen Stellen im Hals-, Schulter- und Brustbereich zeigen, daß Vorder- und Rückseite noch erhalten sind.

Helmes mit Beledung an die 2 kg betragen haben.

Das wichtigste und restauratorisch aufwendigste Exponat ist der eiserne Kettenpanzer. In den Abmessungen von ca. 98 cm Länge und 63 cm Breite incl. Armansatz, ist es bis jetzt das größte erhaltene Exemplar in Deutschland. Die einzelnen Kettenglieder sind mit einer dicken Rost- und Öl-Harzkruste überzogen. Bei der ersten Betrachtung wirkt das Stück sehr geschlossen und erweckt den Anschein eines vollständigen Kettenhemdes (Abb. 7). Für die richtige Vorgehensweise bei der Restaurierung, auch zur Formulierung der Restaurie-

rungsziele, ist es notwendig, Einblicke in die innere Struktur des Stückes zu erhalten. Aus diesem Grund wurden Röntgenphotos angefertigt, die nach der Auswertung überraschende Ergebnisse erbrachten (Abb. 8). Das Kettenhemd ist überwiegend nur auf der Vorderseite erhalten, während 80–90 % der Rückseite fehlen. Dies ist am Röntgenbild deutlich ablesbar; nur die doppelten dunklen Belegungen zeigen die vorhandene Ringsubstanz der Rückseite. Das Ziel dieser Restaurierung ist eine Präsentation des Stückes, das konservatorisch gut gesichert ist und in ästhetischer Sicht altersbelassene Spuren zeigt. Auf keinen Fall ist ein „Neueindruck“ an-

■ 9 Detail des Kettenhemds nach der Restaurierung und der Behandlung durch den Laserstrahl.



zustreben. Um die Mobilität dieses einzigartigen Fundstücks zu gewährleisten, erfolgt eine Montage auf eine rauchbraune transportable Plexiglas-trägerplatte.

Das Exponat ist mit dicken Ablagerungen aus Rost und ehemaligen Konservierungsmitteln (vermutlich verkrustete Öle) bedeckt. Durch Lösungsmittelbäder wird eine Grundreinigung angestrebt. Eine Behandlung durch Plasmareduktion war bei einem bereits früher restaurierten Altfund nicht angebracht. Es mußte daher versucht werden, eine alternative und innovative Lösung dieses Problems zu finden. Eine kombinierte Methode bei der Vorgehensweise erbrachte folgende Arbeitswege:

1. Vorbehandlung = Lösemittelbad;
2. Grundreinigung = Mikrosandstrahl (Entfernung der größten Ablagerungen);
3. Schlußfinish = Laserbehandlung (Feinbehandlung, schonende Endreinigung);
4. Konservatorische Maßnahmen (Tränkung und Montage).

Am 28. August 1996 wurde das „Fürstengrab“ anlässlich einer Pressekonferenz in den Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart der Öffentlichkeit vorgestellt. In diesem Zusammenhang wurde auch über die ersten Erfahrungen über den Lasereinsatz in der archäologischen Metallrestaurierung berichtet (Abb. 1). Gearbeitet wurde mit einem Soliton Laser Typ NL 102 mit folgenden Daten:

	Nd:
	YAG NL 102
	Soliton/bmi
Wellenlänge in μm	1,064
Pulsdauer t_p in ns	< 10
Pulsenergie E in J	> 0,3
Pulsspitzenleistung P_{pk} in W	< $3 \cdot 10$
Pulsfrequenz f_p in Hz	20
mittlere Leistung P in W	< 6
Strahlquerschnitt ²⁾ in mm	$\varnothing \sim 5$

Die Wirkungsweise des Lasers soll kurz vereinfacht dargestellt werden. Ein Photonenstrahl kommt aus der gebündelten Laseroptik. Dieser Lichtimpuls wird auf die Oxydauflagerung gelenkt und erzeugt dort eine Mikroschockwelle, die durch ihre geringe Resonanz zum Abplatzen der Oxydablagerung führt. Die darunter liegende Basis wird nicht angegriffen. Da in ihr nur eine geringe Energiemenge deponiert wird, erfolgt auch keine Erhitzung des Objekts. Der Vorteil der Laserbehandlung liegt in der

gezielten Vorgehensweise, die exakt im Millimeterbereich steuerbar ist. Sie hat dadurch Vorteile gegenüber der stärkeren abrasiven Wirkung des Mikrosandstrahls, der in den Endstufen einer Behandlung nicht steuerbar ist. Dem Restaurator ist durch den Laser eine genaue und flächenmäßig kontrollierbare Technik in die Hand gegeben, die sicherlich nicht universell einsetzbar ist, jedoch eine Verbesserung der Restaurierung des Kettenhemdes aus dem „Fürstengrab“ von Gammertingen ermöglicht (Abb. 9).

Peter Heinrich

Literatur:

- J. W. Groebels, Der Reihengräberfund von Gammertingen (München 1905).
 A. Rieth, Das alamannische Fürstengrab von Gammertingen. Germanen-Erbe 2, 1937, 39 ff.
 P. T. Keßler, Merowingisches Fürstengrab von Planig in Rheinhessen. Mainzer Zeitschrift 35, 1940, 1 ff.
 Das Strategikon des Maurikios, hrsg. von G. T. Dennis, Übersetzung von E. Gamillscheg (Wien 1981).
 J. Werner, Neues zur Herkunft der frühmittelalterlichen Spangenhelme vom Baldenheimer Typus. Germania 66, 1988, 521 ff.
 F. Stein, Alamannische Siedlung und Kultur – Das Reihengräberfeld in Gammertingen (Sigmaringen 1991).
 U. von Freeden, Awarische Funde in Süddeutschland? Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmuseum 38,2, 1991 (1995) 593 ff.
 J. Oexle, Studien zu merowingerzeitlichem Pferdegeschirr am Beispiel der Trensen. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit A 16 (Mainz 1992).
 D. Quast, Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus Gültlingen (Stadt Wildberg, Kr. Calw). Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 52 (Stuttgart 1993).
 K. Böhner, Die frühmittelalterlichen Spangenhelme und die nordischen Helme der Vendelzeit, Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmuseum 41,2, 1994 (1996) 471 ff.

Dr. Ellen Riemer
 Archäologisches Landesmuseum
 Baden-Württemberg
 Silberburgstraße 193
 70178 Stuttgart

Peter Heinrich
 Württembergisches Landesmuseum
 Stuttgart
 Referatsleiter
 Altes Schloß
 70173 Stuttgart

Auf dem Weg zu neuen Nutzungen: Kloster Bronnbach

Eine Zwischenbilanz

Norbert Bongartz



■ 1 Kloster Bronnbach. Über das Refektorium wurde 1724–25 der Festsaal des Klosters gesetzt, der nach seinem Erbauer, Abt Josef Hartmann, Josefssaal heißt.

Zwischen Tauberbischofsheim und Wertheim geht das „liebliche Taubertal“ in ein enges Tal über, das sich der Fluß in den anstehenden Rotsandstein eingetieft hat. In diesem Tal, welches im Mittelalter die Grenze zwischen dem Erzbistum Mainz und dem Bistum Würzburg bildete, wurde das Kloster Bronnbach 1151 von Zisterziensermönchen gegründet und nach ersten Provisorien ab etwa 1170 Zug um Zug erbaut.

Unter den Zisterzienserkloöstern Baden-Württembergs, die wesentliche Teile ihrer mittelalterlichen Bausubstanz bewahrt haben, stellt das Bronnbacher Kloster eine so unverwechselbare, einmalige Anlage dar, daß es zu Recht seit 1989 zu einem Denkmal von nationaler Bedeutung erklärt worden ist. Das besondere „bauliche Profil“ dieses erst nach 1803 aufgehobenen Klosters ist im wesentlichen mit der Überlagerung des mittelalterlichen Klosters durch spätere Veränderungen und Zutaten zu erklären, woraus sich ein faszinierendes Nebeneinander und Ineinandergreifen verschiedener Bauphasen von der Romanik bis zum Barock ergeben hat. Da es füglich keine einheitliche, die

gesamte Klosteranlage umfassende Bau- oder Umbauphase gibt, hat dieser Umstand auch den Weg zu einem zurückhaltenden, differenzierten Restaurierungskonzept geebnet.

Das 1803 säkularisierte Kloster kam in den Besitz des Hauses Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und hatte durch verschiedene Nutzungen überleben können. Die Prälatur, in der zuvor der Abt wohnte, wurde als Schloß eingerichtet, der Wirtschaftshof wurde als landwirtschaftlicher Betrieb weitergeführt. Die Klausurbauten und das Spital wurden jedoch zweckentfremdend als Brauerei genutzt. Doch bildete sich in den letzten Jahrzehnten ein immer größeres Instandhaltungsdefizit, welches das Fürstenhaus schließlich zum Verkauf der ganzen Anlage, mit Ausnahme der wenigen zuvor in Privatbesitz überführten Gebäude veranlaßte.

Nachdem bereits mehrere Interessenten von ihren Kaufabsichten wieder zurückgetreten waren, erwarb der Main-Tauber-Kreis unter dem persönlichen Einsatz von Landrat G. Denzer die Klosteranlage im Jahre 1986. Die Zusage des Landes, eine Instandset-

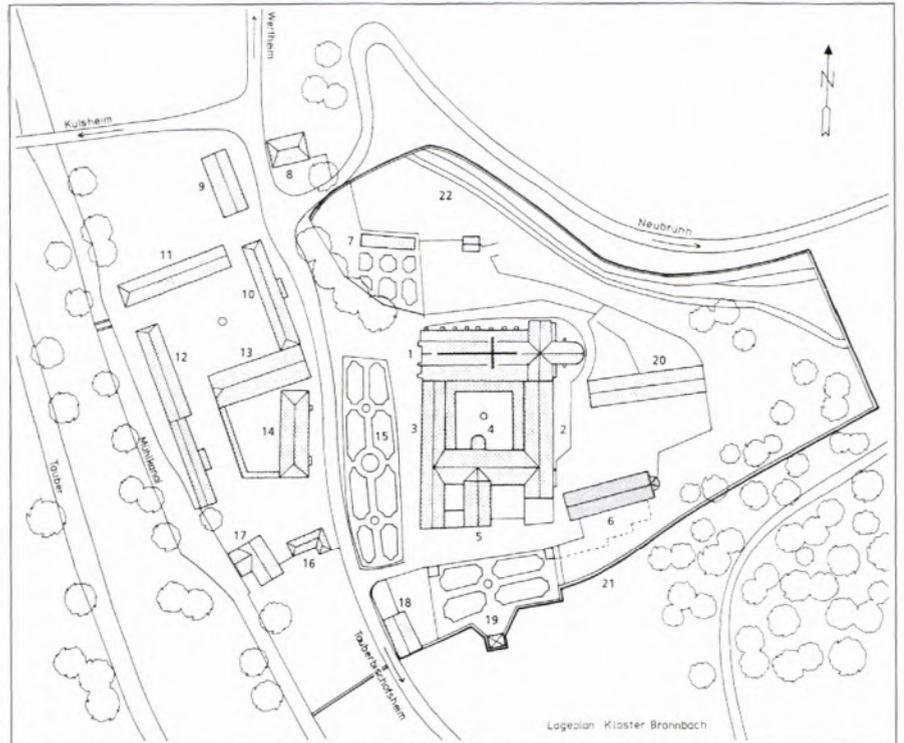
zung bei gleichzeitiger Herrichtung für öffentliche Nutzungen durch Investitionszuschüsse des neu geschaffenen Denkmalnutzungsprogramms des Landes zu unterstützen, hatte die Kaufentscheidung erheblich erleichtern können. (Die Sorgen um Bronnbach waren sogar Auslöser für dieses Förderprogramm des Landes!)

Anstelle eines übergreifenden neuen Nutzungsinhaltes für die ganze Klosteranlage, die sich nicht finden ließ, konnten seither verschiedene öffentliche Nutzungen für die Mehrzahl der Klosterbauten gefunden werden, wobei auch die wesentlichen denkmalpflegerischen Ziele erreicht werden konnten.

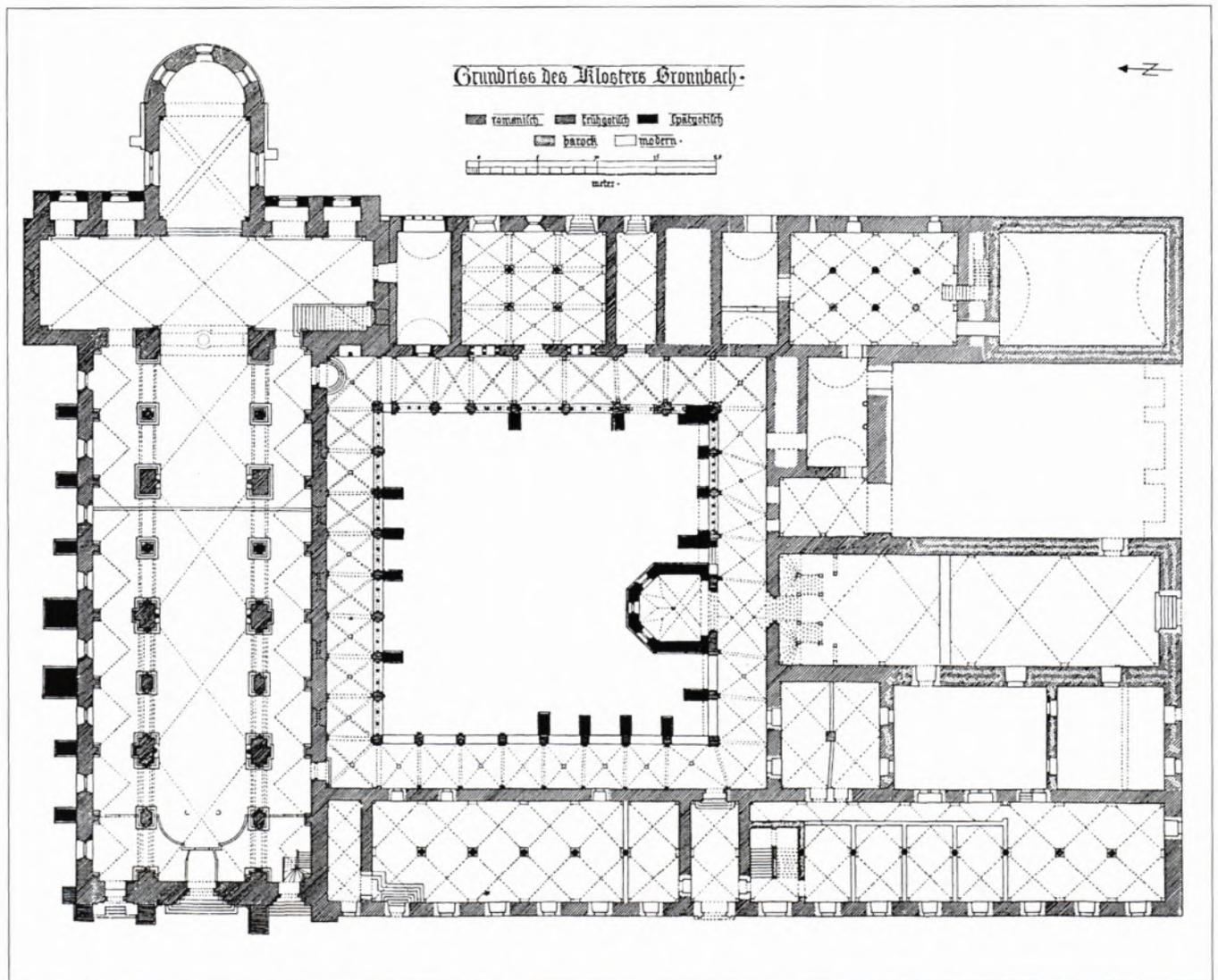
Das übergeordnete Konzept der Denkmalpflege war dabei, das Kloster in seinem gewachsenen und gealterten Zustand zu erhalten; allerdings mit der Einschränkung, daß die durch die Brauereinutzung hervorgerufenen Veränderungen wieder rückgängig gemacht werden sollten, soweit sie ältere Kloster Räume entstellten. Jüngere Ergänzungen des Bestandes wurden dagegen nicht grundsätzlich in Frage gestellt.

■ 2 Lageplan von Kloster Bronnbach:

- 1 Kirche
- 2 Konventbau
- 3 Prälatur
- 4 Kreuzgang
- 5 Refektorium und Josefsaal
- 6 Spital
- 7 Orangerie
- 8 Gasthaus
- 9 Kleine Scheune
- 10 Bursariat
- 11 Stallgebäude
- 12 Wirtschaftsgebäude
- 13 Große Scheuer
- 14 Schreinerei
- 15 Prälaturgarten
- 16 Ehem. Bäckerei
- 17 Ehem. Mühle
- 18 Ehem. Brauhaus
- 19 Saalgarten
- 20 Remise
- 21 Klostermauer
- 22 Weinberg



■ 3 Grundriß der Klausurbauten.



Die Klosteranlage

Zum Klosterkomplex (Abb. 2 u. 3) gehört die im Nordwesten der Anlage gelegene steinerne Tauberbrücke (von 1407), die einem älteren, das Tal durchquerenden Weg diente.

Die längs der Tauber verlaufende Taubertalstraße wurde dagegen erst nach 1850 angelegt. Sie spaltet die Klosteranlage in den westlich gelegenen talseitigen Wirtschaftshof (Ökonomie) und die östlichen, bergseitig gelegenen Bauten mit dem geistlichen Zentrum, dem Klausurbereich und dem Klosterspital. Die Klausurgebäude umfassen neben der Klosterkirche die um den Kreuzgang gruppierten Aufenthalts- und Schlafräume der Mönche.

Die Durchgangsstraße soll in Zukunft der Vergangenheit angehören: Sie soll mittels einer neuen Brücke auf das westliche Tauberufer verlagert und durch Mitbenutzung der alten Brücke um das Kloster herumgeführt werden. Durch diese (bereits im Flächennutzungsplan verankerte) Umgehungsstraße sollen die Klosterbauten wieder zusammengeführt und die Anlage verkehrsberuhigt werden.

Die Klostergebäude

Die Kirche ist eine dreischiffige, mit Gewölben ausgestattete romanische Basilika. Sie besaß ursprünglich eine zweiseiffige und einjochige Vorhalle, die im Bauernkrieg 1525 abging. Ihr dreijochiges Langhaus wurde in Art eines „gebundenen Systems“ mit einem Stützenwechsel angelegt. Nach der Zäsur eines breiten Gurtbogens, über dem der steinerne Dachreiter steht, schließt sich ein dreijochiges, nicht ausgeschiedenes Querhaus an, welches sich nach Osten in einen fünfsachsigen Staffelchor öffnete. Dessen Nebenchöre sind in barocker Zeit unter Wiederverwendung älterer Fenster zu knappen Altarnischen eingekürzt worden, um den bis dahin über ein hochliegendes Rundfenster recht schwach erleuchteten Chorraum in ein helles Seitenlicht tauchen zu können.

Die größte Besonderheit des romanischen Kirchenbaus sind dessen ungewöhnlich hochgereckte Arkaden, deren Scheitel beinahe bis an die Obergadenfenster heranreichen. Um diese in der deutschen Romanik einmalige Lösung zu erreichen, ließ der Bronnbacher Baumeister in den Seitenschiffen Viertelkreis-Tonnen mit Stichkappen für die Fenster ausführen, denen die Dächer in engem Abstand aufgelegt wurden. So konnte er weitgehend auf die üblicherweise durch die

Seitenschiffdächer bedingte blinde Zone zwischen Arkaden und Obergaden verzichten.

Auch über den Mittel- und Querschiffgewölben lagen die Dächer ursprünglich unmittelbar auf den Kreuzgratgewölben auf, was zu einem sehr bewegten, kronenähnlichen, äußeren Erscheinungsbild der Kirche mit zahlreichen Quergiebeln (auf den Seitenschiffen kleinere Giebel in doppelter Anzahl) geführt hatte. An vielen Stellen ist dies noch an den großflächig erhaltenen und gesicherten mittelalterlichen (!) Außenputzen erkennbar. Nach 1425 wurden die Spitzen der romanischen Giebel abgetragen, dazwischen die Obergadenwand erhöht und darauf die heutigen Satteldächer gebaut; vermutlich, weil chronische Nässeschäden an den Fußpunkten der Giebel ständige Reparaturen notwendig gemacht hatten.

Das Kircheninnere zeigt heute das Nebeneinander von romanischer Architektur und einer barocken Ausstattung, die nach den Zerstörungen während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1631 in mehreren Schritten zwischen 1670 (erster Hochaltar) bis 1792 neu geschaffen wurde. Dabei waren die besonders hohen romanischen Arkaden wie geschaffen für die monumentalen, kulissenartig vor die Pfeiler gestellten dunklen Barockaltäre, die den Blick des Kirchenbesuchers auf den hell beleuchteten Hochaltar leiten sollten. Als die ba-

■ 4 In scheinbarer Harmonie stufen sich die Dächer des Kreuzgangs und der Klosterkirche übereinander. Doch lassen die von den Dächern überschnittenen Kirchenfenster erahnen, daß die Dächer ursprünglich einmal anders ausgesehen haben müssen.



rocke Ausstattung (um 1700) entstand, hatte man den Kirchenraum ganz in Weiß gehüllt und die Arkaden grau konturiert.

Diese inzwischen eingeschmutzte Raumfassung war 1952/53 aufgegeben worden, um die romanische Architektur mehr zur Geltung zu bringen. Dabei wurden auch die Gewölbemalereien des 16. Jahrhunderts wiederaufgedeckt. Der damit „auseinanderrestaurierte“, d.h. keinen seiner historischen Zustände mehr vollständig zeigende Kirchenraum kündigt somit von einer Epoche der Denkmalpflege, die grundsätzlich zum Präsentieren älterer historischer Zustände neigte. Man ging damals aber zum Glück nicht so weit, auch noch die barocke Ausstattung aus der Kirche zu entfernen. So erleben wir heute eine in ihrer ursprünglichen Wirkung reduzierte Barockausstat-

tung in dem wieder stärker architekturbetonten romanischen Gehäuse.

Maßnahmen:

1. Zwischen 1987 und 1992 wurde das gesamte Mobiliar der Kirche durch Begasung des ganzen Kirchenraumes gegen Holzschädlinge behandelt, gefestigt und gereinigt, also ausschließlich konserviert. Bis auf den kleinen Marienaltar aus dem Spital im Nordseitenschiff und den Gnadenaltar in der nördlichsten Querhauskapelle waren alle Altäre noch nie restauriert worden! Daher wurde an ihnen sogar weitgehend auf farbliche Fehlstellen-Retuschen verzichtet, so daß die Bronnbacher Kirchengestaltung einschließlich ihres Alterswertes erhalten bleiben konnte.

2. Zwischen 1994 und 1995 wurde die von Balthasar Schlimbach aus Würzburg mit einem neuromanischen Ge-



■ 5 Die ungewöhnlich hochgereckten Arkaden der romanischen Klosterkirche boten den barocken Seitenaltären genügend Raum, um sich wirkungsvoll entfalten zu können.

bäude gebaute und als wertvolles Klangdenkmal eingestufte Kegelladenorgel von 1896 restauriert. Da die „romantischen“ Register mit Ausnahme des im Ersten Weltkrieg requirierten Prospektregisters alle noch original vorhanden waren, konnte sich die mit größter Sorgfalt ausgeführte Grundinstandsetzung weitgehend auf die Sicherung und Instandsetzung des Bestandes beschränken. Dabei wurde auch der aus wiederverwendeten Brettern des Windbalgs der älteren (Barock-)Orgel zusammenge nagelte Tretschemel für die Bälgetreter unverändert erhalten. Denn auf dessen Unterseite hatten sich als Makulatur zur besseren Winddichtigkeit aufgeklebte Notenblätter eines gedruckten zisterziensischen Antiphonale des späten 16. Jahrhunderts erhalten, unter anderem (ausgerechnet) der Text einer Antiphon zum Fest der Hl. Cäcilie, die als Patronin der Kirchenmusik verehrt wird!

3. An bedrohlich größer werdenden Rissen zeigte sich, daß Chor und Apsis auseinanderzubrechen drohten, da ihnen eine ausreichende Abstrebung fehlte. Mit Mauerankern wurde ihnen ein unsichtbares „Korsett“ eingebaut und mit zusätzlichen Pfahlgründungen die mangelhafte Fundamentierung ergänzt.

4. Zuvor waren die seit langer Zeit unreparierten spätgotischen Dachstühle instandgesetzt und dabei die in den Kehlbereichen des hohen Dachs über der Vierung aufgetretenen Schäden durch Schwammbefall beseitigt worden. Die leider nur noch in geringem Umfang wiederverwendbaren Handstrich-Biberschwänze mußten neuen Ziegeln weichen. Sie wurden jedoch für eine Wiederverwendung auf der Prälatur geborgen.

Konventbau (Gebäude 2)

Mit der steinernen Treppe im südlichen Querhaus, die schon in mittelalterlicher Zeit die Klosterkirche mit dem Obergeschoß des angrenzenden Konventbaus verband, erreichte man das dortige Dormitorium. Diese Treppe wurde von den Mönchen also mehr als 600 Jahre benutzt! Bereits im späten Mittelalter war das Dormitorium, der großräumige Schlaftsaal, in einzelne Mönchszellen unterteilt worden. 1674 wurde es aber abgetragen und durch einen zweigeschossigen Zellentrakt mit über 20 heizbaren Räumen ersetzt. Alle Zellen wurden entlang der Ostseite und an der Kreuzgangseite der ungemein üppigen, 5 Meter breiten und fast 50 Meter langen Flure angeordnet.

Dabei behielt man das alte romani-



■ 6 An der Ostseite des Konventbaus wurde die schon zur Barockzeit vollzogene Anschüttung 1993 wieder entfernt, um die in feuchte Keller verwandelten Klosterräume im Erdgeschoß wieder zu entfeuchten, belichten und auch wieder sinnvoll nutzen zu können. So hängt die barocke Zugangstür „heute in der Luft“.

sche Erdgeschoß nur insoweit bei, als es für das Kloster noch als dessen Unterbau und „Abstandshalter“ gegen den feuchten Untergrund von praktischem Nutzen war. Kreuzgang, Kapitelsaal (und die Wärmestube im Südflügel) wurden nach 1674 offenbar nicht mehr weiter genutzt; das klösterliche Leben spielte sich nunmehr fast ausschließlich in den Obergeschossen ab. So blieben die romanischen Gewölberäume im Erdgeschoß nur noch aus Nützlichkeits-, nicht etwa aus Pietäts- oder Kontinuitätsgründen erhalten! Durch Anschüttungen an der Ostseite des Konventbaus wurde das erste Obergeschoß des Konventbaus nach 1674 (vermutlich um 1705, mit dem Neubau des benachbarten Spitals) zum Erdgeschoß; die romanischen Erdgeschoßräume wurden damit in Keller verwandelt.

Diese konnten inzwischen aus ihrem dunklen und feuchten Zustand durch die Herstellung eines Lichtgrabens an der Ostseite des Konventbaus befreit werden. Über diesen Lichtgraben hinweg wurde mittels einer Brücke ein neuer Zugang geschaffen. Neben diesem läßt die nun funktionslos „in der Luft hängende“ barocke Zugangstür noch die frühere Situation erkennen.

Maßnahmen:

In den Jahren 1994–95 wurde der Konventbau für eine klösterliche Gemeinschaft (Dominikaner) eingerichtet, nachdem er zuvor neben einfachen Wohnungen ein Bierauslieferungslager mit zugehörigen Bierkellern enthielt. Dabei konnte der verloren gegangene großzügige barocke Grundriß der Obergeschosse mit

dem Rhythmus der alten Mönchszellen und dem breiten Flur wiedergewonnen werden, und es gelang auch eine denkmalgerechte Reaktivierung der romanischen Erdgeschoßräume für die Zwecke einer zweiten Sakristei, eines Durchgangs und der beheizbaren kryptaähnlichen Kapelle für kleinere Gottesdienste.

Prälatur (Gebäude 3)

Dieser an die Westfassade der Klosterkirche anschließende, dem Konventbau gegenüberliegende Flügel war ursprünglich das Haus der Konversen oder Laienbrüder. Nachdem deren Zahl aber noch in mittelalterlicher Zeit immer mehr zurückgegangen war, brach man um 1600 das im Obergeschoß gelegene Konversen-Dormitorium ab und errichtete – ähnlich wie später am Konventbau auch – über dem mittelalterlichen Erdgeschoß einen zweistöckigen Aufbau zur Unterbringung der Abträume. Der Abt hatte zuvor in einem separaten Gebäude beim Konventbau residiert.

Alle Obergeschoßräume der Prälatur sind nach Westen „orientiert“, der Flur nach Osten, zum Kreuzgang. In der südlichen Hälfte des zweiten Obergeschosses war zunächst ein Saal über die Breite des ganzen Flügels eingebaut. Während im Treppenhaus und in den Fluren Stuckdecken der Renaissancezeit erhalten sind, sind mehrere Salons in der Nordhälfte dieses Flügels im Barock mit hochwertigen Stuckdecken ausgestattet worden.

Maßnahmen:

Die Erdgeschoßräume bestehen in der Hauptsache aus zwei großen zweischiffigen, später unterteilten gewölbten Sälen romanischer Zeit, deren südlicher (das ehemalige Laienrefektorium) im Zuge der Reaktivierung des Refektoriums als ein Vorraum räumlich in seinem Zustand um 1803 wiederhergestellt wird.

Parallel laufen die Instandsetzungsarbeiten an der Konstruktion und der Ziegeldeckung des Dachs der Prälatur, welches wieder mit alten Handstrich-Biberschwänzen eingedeckt wird. Nach einer dauerhaften Nutzung der Obergeschosse wird noch gesucht.

Kreuzgang (Gebäude 4)

Der in allen vier Flügeln noch komplett erhaltene Kreuzgang ist zum Spiegel eines außerordentlich vielschichtigen Baugeschehens geworden, da sich die vielen Baumaßnahmen an der Klosterkirche und an den Klausurgebäuden auch auf den Kreuzgang ausgewirkt haben.

Von einem ersten romanischen Kreuzgang ist im östlichen Flügel am Kapitelsaal noch das Auflagergesims einer Flachdecke erhalten. Der heutige gotische Kreuzgang wurde dagegen auf Wölbung und auf eine Verglasung angelegt, die außen bündig angeordnet wurde. Er läßt mehrere Bauperioden (ab etwa 1230) erkennen und zeigt in seinen sehr unterschiedlichen Jochbreiten und mehrfach (aus Rücksicht auf bereits vorhandene Türöffnungen) schräggestellten Gurtbögen, daß man bei der Grundrißauslegung der angrenzenden romanischen Räume noch nicht an Gewölbe im Kreuzgang gedacht hatte.

Die heutigen Kreuzgangdächer sind in ihrer Anlage bereits die sechsten (!) Dächer! Die heutigen Pultdächer stammen aus dem frühen 19. Jahrhundert und erhielten ihre charakteristischen „Einkerbungen“, um wenigstens noch jedem zweiten Fenster in den Obergeschosßfluren des Konventbaus und der Prälatur Tageslicht zuführen zu können. Denn vor dem Bau dieser „eingekerbten“ Dächer waren der westliche, nördliche und östliche Kreuzgangflügel – über 200 Jahre – ohne Ziegeldächer, d.h. mit begehbaren Terrassen abgedeckt. Diese Art der Dachausbildung garantierte zum einen den Fluren in den ersten Obergeschossen eine durchgängige Befensterung und verband zum anderen die beiden Klausurgebäude untereinander, ohne daß man ins (weitgehend ungenutzte) Erdgeschoß hinabsteigen mußte. Die beiden Portale, die die Zugänge auf diese Terrassen bildeten, sind unter den späteren Dächern erhalten und zugänglich.

Das Regenwasser, welches von den Dächern über diese nie dichten Terrassen bzw. Flachdächer in den Kreuzgang ablaufen mußte und dabei den Baugrund aufweichte, hat die extremen Pfeilerüberhänge und Gewölbeverformungen hervorgerufen, die im West-, Nord- und Ostflügel des Kreuzgangs zu bestaunen sind. Schon kurz nach der Schaffung der begehbaren Flachdächer sah man sich daher im frühen 17. Jahrhundert zum Bau der ersten Absicherungs-Strebpfeiler im Kreuzgarten gezwungen, die einen Einsturz des Kreuzgangs verhinderten.

So bedrohlich die Neigungen der hofseitigen Pfeiler heute auch aussehen: Die Bewegungen im Kreuzgang sind

■ 7 Im Nordflügel des gotischen Kreuzgangs (Blick nach Osten) ist die starke Neigung der Fensterwand zu erkennen. Eine statische Sicherung ist jedoch noch nicht erforderlich.

zur Ruhe gekommen. Feinvermessungen der Bögen durch das Landesdenkmalamt haben auch nach wiederholten Kontrollen keine neuen Verformungen erkennen lassen. Auch das zusätzliche Studium alter Photographien stützte dieses Ergebnis. Damit konnte nachgewiesen und entschieden werden, daß eine – kostspielige – statische Sicherung des Kreuzgangs in absehbarer Zeit nicht erforderlich ist.

Südflügel mit Refektorium und Josefssaal (Gebäude 5)

Der südliche ebenfalls dreigeschossige Flügel ist in mehreren Bauphasen gewachsen: Nach Süden tritt das Refektorium als eigener Baukörper hervor. Ihm liegt auf der Nordseite des Kreuzgangs die Brunnenkapelle (von 1411) gegenüber. Westlich an das Refektorium schlossen die Klosterküche an (um 1600 vermutlich bereits aufgegeben) und nach Osten die Wärmestube, das Calefactorium. Alle diese Räume sind nicht mehr in ihrem ursprünglichen romanischen Zustand überliefert.

Das erste Obergeschosß des Südflügels wurde im Spätmittelalter über den Kreuzgang gesetzt: 1517–21 wurde im östlichen Teil des Flügels über der Wärmestube die an den riesigen Fenstern erkennbare Schreibstube (zuletzt Bierlager) eingerichtet. Auch die gotische Brunnenkapelle erhielt ein (gewölbtes) Obergeschosß, in

dem die Bibliothek untergebracht wurde. Der westliche Teil des Obergeschosses wurde erst gegen 1600 um einen Saal aufgestockt, dessen schlanke Mittelsäule ein Gewölbe mit Renaissancestück trägt.

Auch das zweite Obergeschosß entstand nicht in einer Bauzeit: Der östliche Teil wurde als Noviziat kurz nach 1674 erbaut, während der westliche Teil erst 50 Jahre später im Zusammenhang mit dem 1724–25 auf gleicher Ebene erbauten Josefssaal (nach dem Abt Josef Hartmann benannt) entstand. Dieser wurde als Sommerfestsaal den im zweiten Obergeschosß der Prälatur gelegenen Abtsgemächern direkt zugeordnet. Zu diesem Zweck mußte auch das darunterliegende Refektorium umgebaut und verlängert werden. Dessen Südfassade wurde nun in die Flucht der Prälatur-Südfront vorgerückt, um als verlängerter und erhöhter Unterbau des Josefssaals einer barocken Neukonzeption der Klosteranlage zu dienen.

An der Südseite des Klosters entstand eine stattliche, prospekthafte Dreiergiebelfront mit der Fassade des Josefssaals als prunkendem Mittelstück, das mittels zweier niedriger, balustradenbekrönter Zwischenbauten an zwei flankierende Giebelfronten angeschlossen wurde. Zu diesem Zweck wurde auch der Konventbau (Gebäude 2) der einheitlichen Wirkung zuliebe um etwa 12 Meter nach



Süden verlängert und damit der westliche Schaugiebel des erst 1705 gebauten Spitals (Gebäude 6) verstellt.

Der – zwischenzeitlich als Kühlschiff der Klosterbrauerei mehrfach umgebaute – Kopf des Konventbaus ist wegen seiner baulichen Mängel und mangels geeigneter Nutzungsmöglichkeiten 1987 abgebrochen worden. Bei entsprechendem Nutzungsbedarf ist sein Wiederaufbau – sowie der des angrenzenden Balustradenbaus – als Komplettierung dieses Südprospekts der Klosteranlage wünschenswert, wenngleich in einer neuen, sich einfügenden Gestalt. Bis dahin wird die neue in Beton ausgeführte Zugangs- und Fluchttreppe für den Josefsaal ein Provisorium bleiben.

Maßnahmen:

Im Rahmen der neuen Nutzungsplanung des Klosters sollte der Josefsaal als festlicher Saal für Konzerte, Empfänge und Vorträge nutzbar gemacht werden. Die dafür notwendigen Nebenraumflächen sollten in den angrenzenden Räumen gefunden werden.

Das erste, bereits weit gediehene Projekt scheiterte jedoch, als den Beteiligten alle Konsequenzen dieses Konzeptes klar wurden: Zur Unterbringung einer Heizung und Lüftungstechnik fand sich kein geeigneter Platz. Darüber hinaus stellte sich heraus, daß die Dauerbeheizung des zuvor nie beheizten Josefsaals das große Risiko der Austrocknung der Deckenhölzer in sich bergen würde, mit der möglichen Folge von herunterfallendem Deckenstück. Daher wird der inzwischen einschließlich seines originalen Schmuckfußbodens mustergültig restaurierte Josefsaal, wie seither auch, unbeheizt bleiben und nur in der warmen Jahreszeit genutzt werden.

Für die angestrebte ganzjährige Nutzung erwies sich das darunter liegende barocke Refektorium, das bei der Entfernung späterer Brauereieinbauten geradezu wiederentdeckt werden konnte, als besser geeignet, da es ein steinernes Gewölbe besitzt und mit einem beheizbaren Steinfußboden ausgestattet werden kann. Auch die Lüftungstechnik kann hier mit geringeren denkmalpflegerischen Problemen eingebaut werden.

Entgegen anfänglicher Sorgen, es müßten am Josefsaal und im Gewölbe des Refektoriums umfangreiche statische Sicherungsmaßnahmen durchgeführt werden, konnte nach präziser Vermessung und nach Analyse der maßlichen Divergenzen



nachgewiesen werden, daß der Südgiebel nicht, wie befürchtet, überhängt, und daß andere Rißbilder und Überhänge längst zur Ruhe gekommen und folglich nicht bedrohlich waren. Dadurch ließen sich kostspielige Sicherungsmaßnahmen vermeiden.

Spital (Gebäude 6)

Der stattliche, am Hang hinter der Klausur freistehende Spitalbau entstand um 1705. Im Obergeschoß waren zwischen der Treppe und dem am östlichen Giebel angesetzten kleinen Kapellenraum eine Kreuzflur-Anlage (Mittelflur und schmaler Querflur zur Belichtung und Belüftung) mit sechs beheizbaren Zimmern für die Gebrechlichen und Kranken eingerichtet. Der Saal am westlichen Giebel diente als Klosterbibliothek. Die ursprüngliche Funktion der Erdgeschoßräume ist dagegen unklar. Durch die Brauereinutzung wurde das als Gerstenlager und Mälzerei umfunktionierte Gebäude an beiden Längsseiten erweitert und in seinem Inneren stark verändert; der 1986 angebotene Zustand war sichtlich heruntergekommen.

Maßnahmen:

Das Spital wurde von 1989–91 instandgesetzt und für die Zwecke eines Staats-, Kreis- und Kommunalar-

■ 8 Ausschnitt aus dem 1995 wieder aufgedeckten Gewölbe des Refektoriums.

chivs umgebaut, was viele Neuordnungsmaßnahmen notwendig machte. Der nur noch in einem alten Plan überlieferte Kreuzflur-Grundriß der Krankenzimmer konnte dabei reaktiviert werden, jedoch blieb die Detailausführung frei von Anknüpfungen an historische Bauformen. Daher sind im Spital nur wenige Originalsubstanz-Inseln erhalten. Diese wenigen wurden jedoch konsequent in das neue Nutzungs- und Gestaltungskonzept des Archivs und seines modernen, in den Berghang hineingebauten Magazinbaus integriert. Vor allem der nicht „durchrestaurierte“ Kapellenraum, in dem auch die Benutzungsspuren aus nachklösterlicher Zeit erhalten worden sind, integriert sich als ungeschöntes Dokument bestens in das Aufgabenfeld eines Archivs.

Stallgebäude (Gebäude 11)

Das auf zwei Drittel seiner Länge als Rinderstall genutzte Wirtschaftsgebäude ist in den letzten Jahrzehnten vor der Aufhebung des Klosters (1803) entstanden. Der Stall war ehemals ein über fünf Meter hoher zweischiffiger Hallenraum, dessen Decke von sechs großen hölzernen Säulen getragen wurde. Sie standen auf einem langen erhöhten Futtergang in der Mitte des Raumes, der über eine Türöffnung in der östlichen Giebelmauer direkt zugänglich war. Die offensichtliche Leitidee einer hellen Luftigkeit des Stalles hat sich wohl auf die Dauer nicht bewährt, denn um 1870 wurde eine Betondecke auf und zwischen Eisenträgern als Zwischendecke nur knapp 40 cm unter den Fenstern des Obergeschosses eingebaut.

Maßnahmen:

Für die zwischen 1990 und 1993 vollzogene Umnutzung des Gebäudes zum Forschungsinstitut für Glastechnik wurde nicht nur die durch Rost bereits geschwächte Stalldecke aufgegeben, sondern auch die im westlichen Drittel noch vorhandene, ebenfalls schadhafte Holzbalkendecke über dem Pferdestall, die den Forderungen des wissenschaftlichen Laborbetriebs auf weitgehend erschütterungsfreie Böden nicht „gewachsen“ war.

Im Ergebnis erlaubte dieses Nutzungskonzept nur die Erhaltung der Umfassungswände und der alten Dachkonstruktion. Die komplette Er-

■ 9 Unterhalb der Durchgangsstraße liegen die Ökonomie-Gebäude des Klosters. Der Treppengiebel gehört zur „Großen Scheune“, dahinter liegt die „Schreinerei“, im Vordergrund das „Bursariat“ mit seiner von der Straße überschnittenen Durchfahrt.

neuerung und die zu hell geratene Farbigkeit des Außenputzes führten zu einem für das ehemalige Stallgebäude strahlenden Erscheinungsbild. Doch konnte mit der Neunutzung dieses alten Wirtschaftsgebäudes – anstelle seines bereits in Erwägung gezogenen Abbruchs – der bauliche Kontext der alten Klosteranlage erhalten werden.

Große Scheune (Gebäude 13)

Die parallel zum ehemaligen Rinderstall stehende Große Scheune im Wirtschaftshof der Klosteranlage ist baugeschichtlich zwei Epochen zuzuordnen: Ihre steinernen Umfassungswände mit dem charakteristischen östlichen Treppengiebel an der Durchgangsstraße dürften wohl dem früheren 16. Jahrhundert zuzuordnen sein. Der gesamte hölzerne Ausbau mit dem ebenso unpassenden wie funktionell unerklärlichen Mansarddach stammt dagegen aus der Zeit um 1800.

Maßnahmen:

Die Instandsetzung der Scheune (1994–95) ließ die Erfüllung fast aller denkmalpflegerischen Wünsche zu. Der imposante, fast 6,50 m hohe Raum, der zuletzt als Tanklager einer Winzereigenossenschaft diente, wurde von allen Einbauten befreit und konnte seine alte Charakteristik weitgehend wiedererhalten. Hauptsächlich mußte das gesamte Dachwerk instandgesetzt werden. Ein alter Kellereinbau am Ostgiebel, der mit seiner angerosteten alten Kappendecke gefährdet war, konnte durch die Auflage einer zusätzlichen Betondecke in seinem Bestand gesichert werden.

Barockgärten (Nr. 15 und 19)

Der entlang der Durchgangsstraße gelegene barocke „Prälaturgarten“ hat noch keine grundlegende Instandset-

zung erfahren. Der dem Josefssaal südlich vorgelagerte „Saalgarten“ ist der zweite Barockgarten. Leider ist er seit sehr langer Zeit in einem verwilderten Zustand. Als erster Auftakt zu seiner Reaktivierung wurden 1995/96 die überhängende östliche Stützmauer und die beiden nördlichen, existenzgefährdeten Eckpavillons instandgesetzt. Im westlichen Eckpavillon gelang sogar die Restaurierung der noch in größeren Teilen erhaltenen, wie durch ein Wunder noch nicht abgestürzten wertvollen Stuckdecke. Die Wiedergewinnung dieses barocken Gartens und die Instandsetzung des baulich heruntergekommenen südlichen, als Belvedere gebauten Mittelpavillons stehen noch aus.

Zukünftige Maßnahmen

Weitere noch unbewältigte Aufgaben harren darauf, in den nächsten Jahren oder in der nächsten Generation angepackt zu werden.

Die Orangerie von 1774 (Gebäude 7) mit dem großen Außenwandbild, deren ehemalige Glasflächen als winterlicher Sonnenfang schräggestellt worden waren und heute durch Holzverschalungen ersetzt sind, wird als Wohnhaus genutzt. Eine Nutzung, die den Besonderheiten dieses Gebäudes mehr Rechnung tragen würde, wäre zwar wünschenswert, doch gibt es dafür derzeit keinen Handlungsbedarf.

Die „(Kleine) Scheune“ (Gebäude 9) des frühen 19. Jahrhunderts ist dagegen teilweise in einem sehr schlechten Bauzustand, aber leider noch ohne längerfristige Nutzungsperspektive.

Das Bursariat (Gebäude 10) von 1742 wurde als Verwaltungsgebäude des Klosters erbaut. Mit seiner einbündigen Grundriß-Disposition – die Flure



liegen an der Westseite – wurden recht großzügige salonähnliche Räume im Inneren geschaffen. Wie an seiner abgeriegelten mittigen Durchfahrt erkennbar ist, war das östliche Vorfeld dieses Gebäudes vor dem Bau der Durchgangsstraße freier als heute. Nach dem Bau der (oben beschriebenen) Umgehungsstraße ließe sich das wieder korrigieren. Doch müßte für das heute noch mit Ferienwohnungen eher provisorisch genutzte Gebäude erst eine geeignete und dauerhafte Nutzung gefunden werden. Da die Dachdeckung des Bursariats entlang der Traufen noch 1990 instandgesetzt worden ist, besteht hier vorerst kein Handlungsbedarf.

Ähnliches gilt für die „Schreinerei“ (Gebäude 14), einem Barockbau des frühen 18. Jahrhunderts, welcher – wie an den Hängewerken im Dach erkennbar – großflächige (Werk-)Säle enthielt, die erst im Lauf des 19. Jahrhunderts in einen Mittelflur-Grundriß mit beidseitigen Zimmern aufgeteilt wurden. Diese wurden zuletzt als Klosterprovisorium der Ansiedlung von Dominikanermönchen genutzt.

Der große Keller der Schreinerei und deren westlicher Vorhof haben eine sinnvolle Nutzung als regionales Auslieferungslager einer Würzburger Brauerei gefunden. Für die Hauptgeschosse besteht zwar nach der Reparatur des Daches 1990 noch kein akuter baulicher Handlungsbedarf, doch muß auch hier noch eine längerfristig tragende Nutzung gefunden werden.

Die Gebäude Nr. 12 und 20 sind vergleichsweise junge, erhaltungswürdige Wirtschaftsgebäude (hauptsächlich Ställe und Remisen), die ebenfalls noch auf einen sinnvollen Verwendungszweck harren.

Die in privatem Besitz stehenden Gebäude – das auch heute noch als solches genutzte Gasthaus (Gebäude Nr. 8), die Klosterbäckerei (Gebäude Nr. 16), die Klostermühle (Gebäude Nr. 17) und das ehemalige Brauhaus (Gebäude Nr. 18) – waren nicht in das Denkmalnutzungs- und Schwerpunktprogramm Denkmalpflege einbezogen.

Nach einem Besuch in Bronnbach schrieb Kurt Tucholsky folgende köstliche Charakterisierung des Klosters in sein Reisetagebuch: „Kloster Bronnbach ist wie eine Fermate an Stille: Nicht einmal der nahe Eisenbahndamm kann uns stören. Klosterhof und berankte Mauern atmen in Ruhe und Beschaulichkeit. Es sind dies jene Flecken, die in jedem Großstädter un-

weigerlich den Wunsch erwecken: Hier sollte man... Hier müßte man... und dann geht man weiter.“ Und an anderer Stelle: „Wieviel schöner wäre es (hier), wenn wir nicht da wären!“

Wer schon mit ansehen mußte, daß Busfahrer ihre menschliche Fracht am liebsten direkt auf den Treppenstufen des Portals der Klosterkirche abladen und mit laufendem Motor auf deren Rückkehr lauern, der wünschte sich auch eine gewisse Restaurierung der früheren klösterlichen Stille. Andererseits ist aber sehr zu wünschen, daß in absehbarer Zeit alle Klostergebäude einem sinnvollen Zweck dienen dürfen, und daß viele die Stille liebenden Besucher auch in Zukunft ihre tief empfundene Freude an diesem vielschichtigen, alle Sinne ansprechenden Denkmal haben werden.

Literatur:

- Max Sklarek, Die Abtei Bronnbach an der Tauber. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Zisterzienser. Diss. phil. Berlin 1895.
- Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, 4. Bd. 1. Abt. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim, bearb. von Adolf v. Oechelhäuser, Freiburg 1896 (Reprint 1985 Tauberbischofsheim).
- H. Feldtkeller, Die Zisterzienserkirche zu Bronnbach und ihre ursprüngliche Dachlösung, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 18 (1955) S. 199 ff.
- Barbara Reuther, Baugeschichte der Abtei Bronnbach, Mainfränkische Hefte Nr. 30, Würzburg 1958.
- Leonhard Scherg, Das hohe Werck von Bronnbach 1424–26 in: Wertheimer Jahrbuch 1983, S. 23 ff.
- Gerhard Wissmann, Kloster Bronnbach, Tauberbischofsheim 1986.
- Eva Walter-Paczkowski, Das Ausstattungskonzept des Josefssaals im Kloster Bronnbach, in: Wertheimer Jahrbuch 1986/87, S. 133 ff.
- Martina Junghans, Das Fresko der Orangerie von Kloster Bronnbach, in: Wertheimer Jahrbuch 1990, S. 147 ff.
- Beate Rudelgast, Die Barockausstattung der Bronnbacher Klosterkirche (unveröffentl. kunstgeschichtl. Magisterarbeit der Universität Würzburg 1994).
- Dietlinde Schmitt, Die Klosterkirche Bronnbach. Baugeschichtl. Diss. der Universität Stuttgart 1996 (in Vorbereitung).
- Schriftenreihe des Landratsamtes zu den Instandsetzungen im Kloster Bronnbach seit 1992 (jeweils mit Aufsätzen des Verfassers):
- Archivverbund Main-Tauber, Umbau des ehemaligen Klosterspitals, 1992.
- Forschungsgemeinschaft Technisches Glas im sanierten Stallgebäude, 1993.
- Sanierung des Konventbaus.
- Konservierung der barocken Altäre und Restaurierung der Schlimbach-Orgel, 1994.
- Grafchaftsmuseum Wertheim, Nutzung der „Großen Fruchtscheuer“ als Abteilung für Ländliches Kulturgut, 1995.

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Maulbronner Gründungsjubiläum 1997

Hermann Diruf

Im Jahre 1997 feiert das ehemalige Zisterzienserkloster Maulbronn, inzwischen zum Unesco-Welterbe gekrönt, die 850. Wiederkehr seiner Gründung. Das Land Baden-Württemberg, vertreten durch die Oberfinanzdirektion Karlsruhe, die Staatlichen Schlösser und Gärten und das Landesdenkmalamt, nehmen das herausragende Jubiläum zum Anlaß, dieses Ereignis mit einer Reihe von Festveranstaltungen, Führungen und Vorträgen besonders zu würdigen. Das reiche, über das Jahr verteilte Programm wird von der Stadt Maulbronn, der Ev. Kirchengemeinde und dem Ev. Seminar mit zahlreichen weiteren Veranstaltungen begleitet. In Zusammenarbeit mit dem Verein für Württembergische Kirchengeschichte veranstalten das Landesdenkmalamt und die Arbeitsgemeinschaft für Geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. Karlsruhe ein wissenschaftliches Kolloquium zur Thematik: „Die Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland“. Ein von der staatlichen Denkmalpflege herausgegebener Jubiläumsband wird dieses herausragende Ereignis in besonderer Weise unterstreichen und dokumentieren.

In Maulbronn ist vieles von dem, was Zisterzienser-Mönche bis zur Reformation und Auflösung des Klosters in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gebaut und weiterentwickelt haben, erhalten geblieben. Der auferlegte Zwang zur Steinarchitektur und die damit weitgehend verbundene Verwendung von Säule, Pfeiler und Wölbung brachten große architektonische Ergebnisse hervor. Kirche, Vorhalle und beide Refektorien werden seit dem 19. Jahrhundert in den Guiden und Klostermonographien immer wieder nachhaltig gerühmt. Noch jetzt ist die von Bernhard von Clairvaux geforderte Strenge und Schlichtheit im Kirchenbau zu spüren, obwohl Kapellen, Chor und Kirchenschiffe im spätmittelalter verändert, die Kirche durch große Maßwerkfenster aufgehellte wurde. An der Nordseite der Klausur schuf man für die Mönche einen der aufwendigsten Speisesäle des frühen 13. Jahrhunderts, das berühmte zwei-

schiffige Herrenrefektorium. Hier wird staufische Baukunst in gotischen Proportionen und Formen der Spätromantik erlebbar.

Doch die Bedeutung Maulbronn's ist nicht allein in der hoch- und spätmittelalterlichen Architektur von Kirche und Klausur zu suchen. Weite Teile des ausgeklügelten Wirtschaftsorganismus, von der herzoglichen Verwaltung Württembergs adaptiert und bis ins 18. Jahrhundert weiterentwickelt, sind heute vielfach im Klosterhof selbst, aber auch in den verbliebenen ehemaligen Grangien und alten Pfleghöfen erfaßbar. Nahe Orte wie Ötisheim, Knittlingen, Wiernsheim oder Unteröwisheim sind noch jetzt beredte Beispiele ehemaligen klösterlichen Außenbesitzes. So stiegen im Laufe der klösterlichen Entwicklung Wirtschaftsgebäude wie Mühlen, Speicherbauten und Stallungen zum Range großer Architektur auf. Sie wurden vielfach Meisterwerke aus Stein und Holz. Das im 14. und 15. Jahrhundert entstandene Wehrsystem mit Türmen, Mauern und Zwingern stellt nach wie vor einen unverzichtbaren Teil der Klosterstadt dar. Die vom Kloster in unmittelbarer Nähe geprägte Landschaft mit den terrassenförmig angelegten Seen am Ober- und Unterlauf der Salzach, ein weitverzweigtes Graben- und Bewässerungssystem bezeugt den hohen Standard an mittelalterlicher Ingenieur- und Wasserbaukunst der Zisterzienser.

Das Wissen über die Gründung des Klosters geht auf eine Urkunde Bischof Gunthers von Speyer aus dem Jahre 1148 zurück. Hier wird in einem kurzen Absatz über die Entstehung der Abtei berichtet. Angesichts vieler späterer Umdichtungen und Fälschungen ist dieser Bericht die einzige authentische Quelle aus der klösterlichen Gründungsphase. Dort heißt es sinngemäß: Der edelfreie Walter von Lomersheim gelobte sich und das Seine Gott zu weihen und wandte sich deshalb an Abt Ulrich von Neuburg. Dieser schickte ihm Dieter als Abt und zwölf Mönche mit einigen Laienbrüdern, damit sie auf seinem Erbgut in

Eckenweiher eine Zisterzienserabtei errichteten. Walter hoffte, daß sich hier sein lang gehegter Vorsatz erfüllen möge. Doch es kam ganz anders. Da sich der Ort für die Gründung eines Klosters als unbrauchbar herausstellte, zog der Konvent auf Anraten des Bischofs Gunther von Speyer, dem man zu Hilfe holte, nach Maulbronn, an einen Platz, der der Speyerischen Kirche gehörte. Dieser Ort im Salzachtal soll unbebaut gewesen sein.

Doch schon früh hat die Legende die Gründungsgeschichte umgeschrieben. So sei es einzig und allein dem Instinkt eines Maultiers zu verdanken, daß die Gründung des Klosters an der heutigen Stelle im Salzachtal erfolgte. Diese Mär geht ins 16. Jahrhundert und früher zurück. Eine bildliche Darstellung des trinkenden Vierbeiners am Klosterbrunnen mit dem Namenszug MVLBRVN, ins Jahr 1511 datiert, erhielt sich in einem Gewölbezwickel des Maulbronner Brunnenhauses. Name und Gründung der Abtei erhalten so eine wundersame Lösung. Diese Geschichte deckt sich mit der Schilderung des Abts Johannes von Lienzingen, abgefaßt in den Jahren 1524–1534.

Beim Aufbau von Kirche und Abtei ergaben sich nach der Gründungssage für den geplagten Konvent zahlreiche, unvorhergesehene Schwierigkeiten. Der Ort war nach der Urkunde von 1148 für Durchreisende wegen räuberischer Hinterhalte nicht ungefährlich. Dieser Umstand wird noch auf der Stiftungstafel des 15. Jahrhunderts mit der Darstellung vom Überfall von Räubern auf Mönche, Pilger und Reisende bildhaft überliefert.

Bekanntlich kennt das Kloster weitere Legenden. Doktor Faustus, geboren in dem nahen Ort Knittlingen, und Johannes Entenfuß aus Unteröwisheim, ein an Geldmangel leidender Abt, führen die Geschichten an. Durch Goldmachen sollten die Sorgen des bauwütigen Abtes gelindert werden. Daß alles nichts half, ist bekannt. Wegen „üblen Hausens“ wurde Entenfuß 1518 abgesetzt. Auch Faustens Pakt mit

dem Teufel soll in Maulbronn ein schlimmes Ende gefunden haben. Blutflecke im Faustturm und Faustloch haben einst sein Ableben bezeugt.

Legenden, wahr oder nicht, sind oft das Eigentliche. Mit dem Klosterjubiläum wird die Bedeutung dieses Zisterzienserklosters nachdrücklich ins Bewußtsein gerückt und als zentraler Teil der europäischen Kulturgeschichte für zukünftige Generationen erhalten.

Dr. Hermann Diruf
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Buchbesprechung

Gustav W. von Schulthess, Christian Renfer: Von der Krone zum Rechberg. 500 Jahre Geschichte eines Hauses am Zürcher Hirschengraben.

Th. Gut-Verlag, Stäfa 1996. 470 Seiten mit zahlreichen farbigen und schwarz-weißen Photographien.

Das Zeitalter des 18. Jh. gehört zu den Glanzzeiten der Stadt Zürich, da in ihr Johann Jakob Bodmer (1698–1783), Johann Jakob Breitinger (1701–1776), Salomon Gessner (1730–1788) und Johann Caspar Lavater (1741–1801) wirkten und sie zum sprichwörtlichen „Limmat-Athen“ machten. Dieses „Limmat-Athen“ war so bekannt, daß Goethe es 1775 besuchte und hier u.a. mit J.C. Lavater zusammentraf.

Daß sich dieser kulturelle Glanz keineswegs nur auf die genannten Geistesgrößen beschränkte, sondern auch an anderen Familien offenbar wurde, davon legt das Patrizierhaus und Barockpalais „Krone“, das später „Rechberg“ genannt wurde, beredtes Zeugnis ab. Es handelt sich bei dem bis heute in vollem Glanz erhaltenen Palais mitsamt seiner Ausstattung um ein bedeutendes Zeugnis dieser Zeit und dieser Umstände, um ein Dokument, oder besser gesagt, um ein Monument im eigentlichen Wortsinne. Den Autoren Gustav W. von Schulthess und Christian Renfer kommt das Verdienst zu, über dieses „Dokument“ eine umfassende Monographie erstellt zu haben, welche das Barockpalais „Rechberg“ in allen seinen Belangen und Bedeutungen auslotet.

Gustav W. von Schulthess untersucht das Palais von seiner Geschichte her. Das Haus wird konkret faßbar in

der Mitte des 15. Jh., es war damals ein Gasthaus „Krone“ vor einem der wichtigsten Tore der Stadt Zürich, dem Neumarktort, durch das man die Stadt aus südöstlicher Richtung betrat. Von der Mitte des 15. Jh. an läßt sich die Besitzergeschichte des Hauses gleichsam lückenlos verfolgen.

Besonders spannend wird die Geschichte des bedeutenden Hauses im 18. Jh., im Zeitalter „Limmat-Athens“, als der Zunftmeister der Zimmerleute Johann Caspar Werdmüller von Elgg und seine Gemahlin Anna, geb. Oert, in den Jahren 1759–1770 von dem Zürcher Barockbaumeister David Morf das heutige repräsentative Barockpalais mit französischem Garten errichten ließen; damit entstand an der Stelle des früheren Gasthauses ein Patrizier-Palais. Die Zimmerleute waren eine bedeutende Zunft, sie beherrschten zum erheblichen Teil das damalige Baugeschehen. Die Gemahlin des Zunftmeisters Anna, geb. Oert, war außerordentlich wohlhabend, die Annalen weisen sie als eine der größten Steuerzahlerinnen Zürichs aus. Daß als Baumeister David Morf gewählt wurde, kann nicht überraschen, da Werdmüller und Morf beruflich eng miteinander verbunden waren, wobei auch eine Rolle gespielt haben muß, daß David Morf zweifellos der angesehenste Architekt im Zürich des 18. Jh. war, daß also für die „Nobilität“ kein anderer in Frage kam. Später spielte das Haus in der Schweizer Geschichte eine wichtige Rolle, in einer Epoche großer Umbrüche, als, in der Zeit Napoleons, sich die alte Eidgenossenschaft grundlegend wandelte und der Zürcher Bürgermeister und Tagsatzungspräsident Hans von Reinhard hier seinen Wohnsitz hatte. Den Namen „Rechberg“ erhielt das Palais durch spätere Besitzer, die Brüder Schulthess, welche das Anwesen 1839 erwarben. 1899 ging es in den Besitz des Kantons Zürich über, der zunächst darin Behörden unterbrachte, um es dann der Universität zuzuweisen.

Christian Renfer trägt zu der Monographie Teil II bei: „Die neue Krone, ihre kunstgeschichtliche Bedeutung als repräsentativer Wohnsitz des Spätbarocks“. Wie dies für das Adelspalais des späteren 18. Jh. typisch ist, zeigt sich in Anlage und Architektur des Hauses stark der französische Einfluß, genauer der Einfluß des Pariser Stadtpalais. Durch die topographische Lage des Hauses mit der Rückfront zum Hang des Zürichberges war es nicht möglich, die Entfaltung eines Parkes, der sich üblicherweise in einer Ebene entwickelt, zu erreichen, weshalb mit unglaublicher Mühe ein Garten in Terrassenform angelegt wurde. Man sieht, wie hier das Ideal

der Zeit, repräsentative Architektur und Ausstrahlung der Architektur in den „Park“, auch entgegen ungünstiger Umstände, durchgesetzt wurde. Zeigt die Architektur französisch-akademischen Einfluß, so verbleibt in reizvollem, für die Zeit und Gegend typischem Gegensatz hierzu die Innenausstattung in den Formen des späten Rokoko. Die bedeutende, bis heute im wesentlichen original erhaltene Ausstattung zeigt Stukkaturen der späten Rocaille, Getäfer, Supraporten (für die z.T. Motive von Piranesi Verwendung fanden), in Wände eingelassene Gemälde, Seidenbespannungen (von der noch originale Teile erhalten sind). Die Stukkaturen stammen von den Tiroler Meistern Johann Schuler und Joseph Scharf, Deckenbilder von Johann Balthasar Bullinger. Für die reichen Wandbilder ließ sich trotz intensivster Forschungen der Meister nicht nachweisen, so bleibt es bei der überzeugenden Zuschreibung an Daniel Düringer. Eindrücklich ist, wie hier italienische (Francesco Zuccarelli) und niederländische Vorbilder (Nicolaus von Berchem) eine Rolle spielen. Sie verdeutlichen nicht nur die Hauptrichtungen des Zürcher Handels (Italien-Niederlande), sondern sind, bei allem Reichtum, ein Beleg für die in dieser Zeit eher konservative Haltung des Zürcher Patriziats, das in den eigenen vier Wänden am Bewährten festzuhalten wünschte.

Im Zusammenhang mit der reichen Innenausstattung kann auch ein Landschaftszimmer, wie es für die Zeit außerordentlich typisch ist, nicht fehlen. Dafür legt der „Hirtenzzyklus“ im östlichen Flügelzimmer beredtes Zeugnis ab. Hier wird man deutlich daran erinnert, daß die zweite Hälfte des 18. Jh., die Zeit von Salomon Gessners „Idyllen“, die Epoche einer vorweg genommenen Romantik ist, die sich hier in so anmutiger Weise auch bildlich zeigt.

Ausführlich wird schließlich die Restaurierungsgeschichte des Barockpalais dokumentiert, wobei zur Ehre der Stadt Zürich gesagt werden kann, daß er sich des hohen Wertes dieses Baudenkmals stets bewußt war und daher ihm eine im wesentlichen angemessene, ja vorbildliche Pflege mit regelmäßigen Restaurierungen angedeihen ließ.

Die Bedeutung dieser Monographie besteht vornehmlich darin, daß sie aufzuzeigen vermag, in welchem erstaunlichem Umfang ein solches Baudenkmal Zeugnis ablegt für die Geschichte der Landschaft und der Stadt, in welcher es steht; bis in die kleinsten Einzelheiten läßt sich anhand dieses

Hauses die Zeit (etwa des 18. und 19. Jh.) miterleben. Auch wenn hier außerordentlich glückliche Umstände vorliegen (glänzender Originalbestand, hervorragende Quellenlage, die eine lückenlose Dokumentation ermöglicht), so kann diese Monographie als Ermunterung dazu dienen, Häusern als „Dokumenten“ abzulau-schen, was sie aus ihrer Zeit zu sagen haben; man wird in den meisten Fäl-len fündig werden. Solche Quellen lebendig und aussagekräftig zu erhal-ten, darin besteht u. a. die Aufgabe und die Kunst der Denkmalpflege.

Hans Jakob Wörner

Mitteilung

„Damit's Kind g'sund bleibt“ – Tabu Nachgeburtbestattung –

Kolloquium 12./13. September 1997
Schloß Hohenstein bei Bönningheim
(Kreis Ludwigsburg)

Die „Nachgeburtstöpfe“ wurden erst vor wenigen Jahren in ihrer Funktion richtig erkannt, obwohl diese meist ganz erhalten geborgenen Gefäße relativ häufig bei archäologischen Untersuchungen in neuzeitlichen Häusern entdeckt worden waren. Zahlreiche archäologische Belege, die mündliche, schriftliche und volkskundliche Überlieferung sowie der Nachweis von Östrogenen in diesen Gefäßen lassen diesen Brauch heute allgemein als gesichert erscheinen.

Mit Fragen zur Geschichte dieses Brauchtums aus archäologischer, religiöser, volkskundlicher und naturwissenschaftlicher Sicht beschäftigt sich das Kolloquium auf Schloß Hohenstein.

Weitere Informationen durch den Veranstalter:
Historische Gesellschaft
Bönningheim e. V.
c/o Herr Kurt Sartorius
Keplerstraße 3
74357 Bönningheim
Tel. u. Fax: 0 71 43/2 25 63

Ausstellungen

Karl Weysser Stadtbilder

Museum Haus Löwenberg
77723 Gengenbach/Ortenaukreis
Tel.: 0 78 03 / 93 01 45
bis zum 20. Juli 1997

Mittwoch: 17.30–20 Uhr
Samstag: 14.30–17.30 Uhr
Sonntag/Feiertag: 10–12 Uhr,
14.30–17.30 Uhr

Aus dem Lebenswerk des badischen Architektur- und Landschaftsmalers Karl Weysser (1833–1904) zeigt das Museum „Haus Löwenberg“ in Gengenbach eine umfassende Auswahl seiner Arbeiten, die erstmals auch Exponate der Bestände aus dem Elsaß mit einbezieht. Zahlreiche private und öffentliche Leihgeber – darunter die Graphiksammlung des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Karlsruhe – ermöglichten diese Präsentation.

Die Ausstellung bietet einen Einblick in die Arbeitsweise von Karl Weysser. Seine trotz des künstlerischen Vortrags genaue Beobachtung, seine detaillierte Erfassung und Umsetzung seiner Lebenswelt bilden neben der technischen Qualität auch den dokumentarischen Wert des über 4000 Arbeiten umfassenden Lebenswerks. Als Zeitdokumente für Bauten und Bauzustände sind die Studien Weyssers bis heute auch für die Denkmalpflege zuverlässige Primärquellen.

Kloster-Mühle-Gerberei Ausgrabungen im Bereich des Karmeliterklosters

Schwörhaus bei St. Paul
Esslingen am Neckar
Tel.: 07 11 / 35 12 32 40
bis zum 3. August 1997
Dienstag–Sonntag: 10–18 Uhr

Als wichtige Ergänzung zur Ausstellung „Von der Ordnung der Welt. Mittelalterliche Glasmalereien aus Esslinger Kirchen“ gibt diese Ausstellung des Landesdenkmalamtes einen Überblick über rund 200 Jahre Geschichte einer Klosteranlage in der Reichsstadt Esslingen, zwischen ca. 1300 und 1500. Das seit 1281 für die Stadt bezeugte Karmeliterkloster wurde um 1455 neu errichtet, bereits 1532 aber wurde es in der Reformation aufgelöst; seine Gebäude wurden im 17. und 18. Jh. abgebrochen.

An der Stelle dieses früheren Karmeliterklosters mußte das Landesdenkmalamt zwischen 1990–1992 Notgrabungen durchführen, da hier der Neubau der Fachhochschule Esslingen errichtet werden sollte.

Diese Ausgrabungen erlauben einen spannenden Einblick in die Geschichte und die Entwicklung der klösterlichen Gemeinschaft, deren wirtschaftliches Umfeld und den damaligen großen Aufschwung der Reichsstadt, der die Voraussetzungen für die Entwicklung der Stadt zu einem bedeutenden Kunstzentrum in Schwaben bildete.

Instruktive Rekonstruktionen der Klosteranlage, Pläne und das vielfältige Fundmaterial aus dem Klosterareal sowie aus einer direkt neben ihm errichteten Gerberei und einer Mühle vermitteln ein plastisches Bild dieser Epoche in der Reichsstadt Esslingen.

Bis zum 3. August 1997 sind noch die beiden Ausstellungen in Esslingen geöffnet:

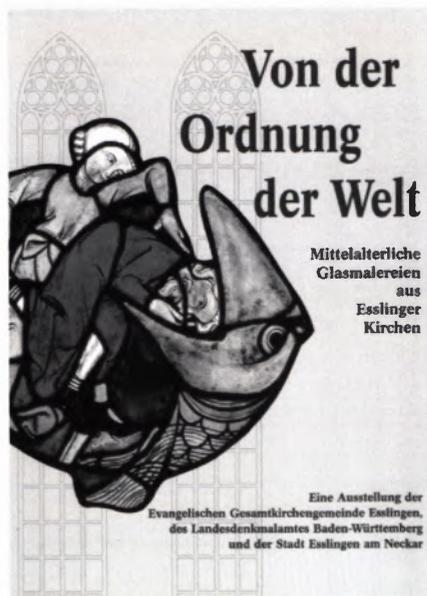
„Von der Ordnung der Welt.
Mittelalterliche Glasmalereien aus Esslinger Kirchen“
Franziskanerkirche am Blarerplatz

„Kloster-Mühle-Gerberei“
Schwörhaus bei St. Paul
(Nähe Marktplatz)

Abbildungsnachweis

Archivverbund Main-Tauber, Umbau des ehemaligen Klosterspitals (Wertheim 1992) 62 Abb. 2;
A. v. Oechelhäuser, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden IV,1 (Freiburg 1896) 62 Abb. 3;
J.W. Groebels, Gammertingen: Titelbild;
P. Frankenstein u. H. Zwietasch, Württembergisches Landesmuseum: 56–59;
LDA-Stuttgart: 39–43, 61, 63–68 (A. Rob).

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg



Von der Ordnung der Welt Mittelalterliche Glasmalereien aus Esslinger Kirchen.

Von Rüdiger Becksmann. Mit Beiträgen von Peter Berkenkopf, Bärbel Roth, Valentin Saile, Hartmut Schäfer und Otto Wölbert.

Katalog zur Ausstellung in der Franziskanerkirche, Esslingen 1997. Eine Ausstellung der evangelischen Gesamtkirchengemeinde Esslingen, des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und der Stadt Esslingen am Neckar. 143 Seiten mit 138 z. T. farbigen Abbildungen. Ausstellungskatalog: 38,- DM; Buchhandelsausgabe: 68,- DM.
Gerd Hatje Verlag, Ostfildern 1997.

Die ehemalige Reichsstadt Esslingen hat in drei mittelalterlichen Kirchen einen Schatz von über 400 bemalten Glasfensterscheiben des späten 13. und frühen 14. Jhs. bewahrt, davon allein in der Stadtkirche St. Dionys über 280 Scheiben. Diese bemalten Scheiben dokumentieren den Reichtum der Stadt und deren Bedeutung als eines der führenden schwäbischen Kunstzentren. Der hochgotische Esslinger Scheibenbestand wird von den in Freiburg, Köln und Regensburg erhaltenen Glasmalereien nur an Umfang übertroffen, nicht aber an Vielfalt. Keine dieser Farbverglasungen der drei Esslinger Kirchen wurde im 19. Jh. einer historisierenden Restaurierung unterzogen; sie befinden sich daher in einem hervorragenden, authentischen Zustand.

Die Glasscheiben der Stadtkirche St. Dionys wurden in den vergangenen Jahren im Zuge der Außeninstandsetzung der Kirche in einmaliger Weise dokumentiert, konserviert und restauriert. Vor dem Wiedereinbau dieser kostbaren Scheiben können 72 Exemplare dem Besucher in Nahansicht in der Franziskanerkirche präsentiert werden – ein einmaliger und einzigartiger Einblick in die künstlerische und technische Gestaltung dieser Glasfenster, aber auch in die Glaubensvorstellung, die Ordnung der mittelalterlichen Welt.

Der umfangreiche Katalog gibt eine genaue kunsthistorische und ikonographische Be-

schreibung der 72 ausgewählten Glasscheiben. Ein Aufsatz berichtet über die vielfältigen denkmalpflegerischen Aspekte bei der Restaurierung und Konservierung der Fenster. Aus der Sicht der Stadtarchäologie werden die zahlreichen kirchlichen Baumaßnahmen der Zeit um 1300 in Esslingen beschrieben. An ihnen werden der große wirtschaftliche Aufschwung der Stadt und der Wohlstand des Stadtpatrizats sichtbar.

Vor diesem Hintergrund werden die vielfältigen Stiftungen an Kirchen und Klöster verständlich, besonders auch die Stiftungen von Buntsteinen in der Stadtkirche durch Bürger der Reichsstadt.

Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Band 7. Textband mit über 640 Seiten Text und 800 Abbildungen; Beilagenband mit 31 meist farbigen Plänen.

Einführungspreis bis zum 31. 12. 1997: 198,-DM, später 248,- DM
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1997.

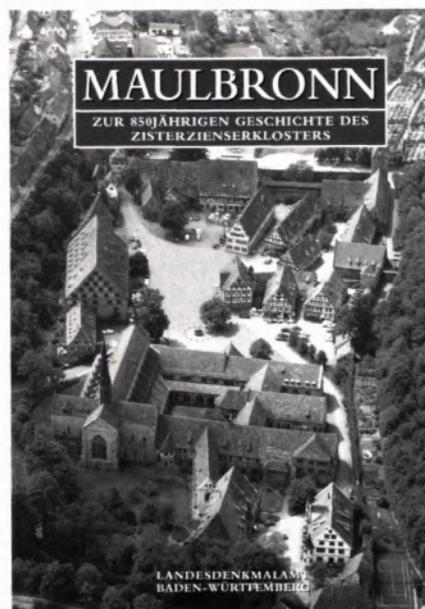
Mit der Festschrift zum 850. Gründungsjubiläum (im Jahr 1147) von Kloster Maulbronn setzt das Landesdenkmalamt seine 1971 begonnene Reihe „Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg“ nach fast 20jährigem Unterbruch fort. In dieser Reihe sollen wissenschaftliche Publikationen aus der praktischen Arbeit der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der Inventarisierung veröffentlicht werden. Die Bücher präsentieren sich in veränderter und neu gestalteter Form!

Kloster Maulbronn steht 1997 im Zeichen seines Gründungsjubiläums. Der ehemalige Klosterort gehört zu den bedeutendsten und am besten erhaltenen baulichen Anlagen in Mitteleuropa und ist einziges Weltkulturerbe der Unesco in Baden-Württemberg. Trotz mancher widriger Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte sind der Klosteranlage größere bauliche Verluste erspart geblieben, ist deren sinnvolle Nutzung, aber auch Pflege und Unterhaltung nie ganz abgerissen.

Das verstärkte Interesse an den vaterländischen Kunst und Altertumsdenkmälern im Königreich Württemberg findet um die Mitte des 19. Jahrhunderts hier seinen Niederschlag in zahlreichen restauratorischen Maßnahmen. Vor allem der württembergische Konservator Eduard Paulus der Jüngere hat sich um die Bau- und Kunstgeschichte des Klosters verdient gemacht. Seine im Jahre 1873 erschienene Publikation bildete bis heute die grundlegende und umfassende Darstellung der Klosteranlage; lediglich in Einzeluntersuchungen wurde die Forschung vorangetrieben.

Das Landesdenkmalamt nahm dieses Jubiläum zum Anlaß, in einer Festschrift so umfassend wie möglich die klösterliche Bau- und Kunstgeschichte darzustellen und über die Zusammenfassung des Bekannten hinaus neue Wege der Forschung aufzuzeigen. An diesem Kompendium zur Kulturgeschichte des Klosters Maulbronn sind 25 Wissenschaftler beteiligt: Historiker, Kunsthistoriker, Archäologen, Architekten, Bauforscher.

Publiziert werden Untersuchungen zur Sied-



lungsgeschichte und zur Bauforschung – z. B. zu den archäologischen Ausgrabungen im Klosterareal, zur Klosterbefestigung und zu verschiedenen anderen Klosterbauten – sowie zur Kulturlandschaft um das Kloster, die durch das wirtschaftliche Handeln der Mönche geprägt wurde. Neue Ergebnisse bringen auch die Aufsätze zu den Wandmalereien in der Klausur und in der Klosterkirche, zum Baudekor der Klosterkirche oder zur mittelalterlichen Ingenieursbaukunst. Neben diesen Themen, die teilweise aus dem direkten denkmalpflegerischen Umgang mit dem Baudenkmal entstanden sind, wird auch die wechselhafte Geschichte des Klosters in Einzelaspekten verfolgt, so die frühe Besitz- und Wirtschaftsgeschichte oder das Schicksal des Klosters in der Reformationszeit mit dem Wechsel vom Kloster zur württembergischen Klosterschule. Die Vermessung und Rekonstruktion des von den Mönchen angelegten weitläufigen Bewässerungssystems, Überlegungen zur zisterziensischen Ordenspropaganda, die Dokumentation der Grabinschriften aus der Zeit der Klosterschule sowie die Betrachtung des Baudenkmals Maulbronn unter dem Aspekt denkmalpflegerischen Handelns zwischen künstlerischem Anspruch und Baupraxis sind weitere Themen dieser Festschrift.

Die Textbeiträge sind reich mit Abbildungen dokumentiert. Zu den langwierigen Vorarbeiten für diese Publikation gehörten auch die photographische Dokumentation wesentlicher Bereiche und die photogrammetrisch-meißtechnische Bestandsaufnahme der Klosteranlage.

Einzelautsätze und die vorgelegte Bestandsdokumentation bilden ein einzigartiges Kompendium, das die Grundlage für die zukünftige wissenschaftliche Forschung und die denkmalpflegerische Praxis im Kloster Maulbronn bilden wird.

Vorstellung des Buches:

Dienstag, 22. Juli 1997
Kloster Maulbronn, Oratorium
Beginn 19 Uhr
Festvortrag: Prof. Dr. V. Himmelein

Bezug über den Buchhandel

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-5 13

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-7 00
Telefax (07 11) 16 94-7 07

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-2 01